Paed.
250

Staatl. Bibliothek
Regensburg

1.
~~H. 107.~~
Paring 250
Drucht u. Druck

Lesebuch

zum

Gebrauch in Töchterschulen,

nebst einem Anhange von Liedern

für

Mädchen

zur Unterhaltung in den Arbeitsstunden

von

C. P. Funke,

Inspektor des fürstlichen Schullehrer-Seminariums

zu Dessau.

Berlin,

in der Vossischen Buchhandlung.

1801.

Vorrede.

Hier erscheint die S. XIII der Vorrede zu dem ersten Theile meines Lehrbuchs zum Unterricht der Töchter erwähnte Probe eines Lesebuchs für Töchterschulen, über dessen Beschaffenheit ich mich in der Einleitung zu jenem Buche S. 10 erklärt habe. Es soll nämlich nach Zurücklegung der Fibel zur weitern Uebung im Lesen dienen, und zugleich die ersten Gründe der Sittenlehre, hauptsächlich in Beziehung auf das weibliche Geschlecht, enthalten. Daher sind mehrentheils Töchter die Hauptpersonen, welche in den Aufsätzen handelnd und redend eingeführt werden, und nur der Abwechslung wegen treten Söhne neben ihnen auf.

Die

Vorrede.

Die Gespräche von S. 87 an sind mit einigen kleinen Veränderungen aus Le livre de famille par Berquin übersetzt worden, da sie dem Zwecke dieses Lesebuchs angemessen schienen.

Als Gedächtnißübung können die im Anhange befindlichen Lieder in der Schule selbst gebraucht und auswendig gelernt, sodann aber in den Arbeitsstunden zu einer angenehmen Unterhaltung gesungen werden. Die meisten sind aus Hoppenstedts Liedersammlung für Volksschulen genommen, und man kann sie also nach den hiezu gehörigen leichten Melodieen singen; auch für die übrigen werden passende Melodieen ohne große Mühe auf zu finden sein.

Dessau, im April 1801.

F.

Lese=

Lesebuch

für

Töchterschulen.

Die Flatterhafte.

Louise wäre ein recht gutes Mädchen gewesen, wenn sie nicht den großen Fehler der Flatterhaftigkeit gehabt hätte. Nichts that sie mit Aufmerksamkeit und Ernst. Zu keiner Sache nahm sie sich die gehörige Zeit. Ueber alles flatterte und flog sie gleichsam nur hinweg.

So war sie zu Hause; so war sie in der Schule.

Mußte sie nähen, so ward die Nath so ungleich und schlecht, daß die Mutter sie oft wieder auftrennen mußte.

Spann sie, so riß alle Augenblicke der Faden. Es war ihr gleich, das Garn mochte fein, oder grob, glatt und fest, oder uneben und lose seyn. Sehr oft mußte es, als unbrauchbar, weggeworfen werden.

Stellte ihre Mutter sie in der Küche an, so ging es da auch nicht besser. Ehe man es sich versah, war sie auf den Hof, oder vor die Hausthür gelaufen, und hatte indeß bald von den Katzen etwas wegnehmen, bald einen Topf überlaufen, bald das Feuer auf dem Heerde ausgehen lassen.

Sollte sie im Garten jäten, oder die Blumen- und Gemüsebeete vom Unkraut reinigen, so riß sie gewiß eben soviel Blumen und nützliche Pflanzen, als Unkraut, aus.

Wenn sie irgend wohin geschickt wurde, um einen Auftrag auszurichten, oder für Geld etwas herbei zu holen, so vergaß sie oft unterwegs, was sie ausrichten, oder holen sollte. Sie mußte umkehren, und es sich noch einmal sagen lassen, was man ihr schon gesagt hatte. Und dennoch richtete sie ihre Sache so unachtsam und schlecht aus, daß man durchaus nicht zufrieden mit ihr seyn konnte.

Versprach sie ihren Freundinnen etwas, oder sagte sie, daß sie Morgen dieses oder jenes thun wolle; so lachten diese nur darüber. Denn Morgen hatte Louise lange vergessen, was sie heute versprochen und gesagt hatte.

Und wie gesagt, in der Schule machte es Louise nicht um ein Haar besser.

Erklärte der Lehrer etwas aus der Bibel, oder aus einem anderen nützlichen Buche, oder erzählte er von Städten und Ländern, von Thieren und Pflanzen, kurz trug er etwas noch so Nützliches und Angenehmes vor; Louise faßte und behielt wenig, oder gar nichts, davon.

Wie wär' es auch möglich gewesen? — Sie hörte ja fast gar nicht darauf, sondern war entweder mit ihren Gedanken zu Hause, oder plauderte mit ihren Nachbarinnen.

Ließ der Lehrer eine Schülerin lesen, so sah sie über das Buch weg, und las nicht nach.

Schrieb sie, so war gewiß ein Buchstabe winzig klein, der andere übermäßig groß, eine Zeile weit, die andere enge. Hier fehlte ein Wort, dort stand ein ganz falsches.

Eltern und Lehrer konnten eine so große Flatterhaftigkeit nicht gleichgültig ansehen. Es vergieng kein

Tag,

Tag, wo Louise nicht mehr, als zehnmal, ausgescholten und bestraft wurde.

Aber die größte Strafe stand ihr noch bevor.

Als Louise vierzehn Jahre alt war, schickten sie ihre Eltern zugleich mit ihrem Zwillingsbruder Heinrich zum Prediger, um ihn zu bitten, daß er sie unter die Zahl derjenigen Kinder aufnehmen möchte, die er in der christlichen Religion unterrichtete, und zum Abendmahl vorbereitete.

Louise that diesen Gang mit Zittern, und Heinrich mußte ihr unterwegs Muth einsprechen, sonst wäre sie vielleicht gar wieder umgekehrt.

Der Prediger hörte das Ansuchen der Kinder freundlich an, sagte ihnen aber, daß er zuvor sehen müßte, ob sie auch etwas in der Schule gelernt hätten, ehe er sie in seinen Religionsunterricht aufnehmen könnte.

Louise erblaßte bei diesen Worten.

Der Prediger fing seine Prüfung mit Heinrich an. Dieser wußte ihm so gut und fertig auf alle Fragen zu antworten, daß der Mann ihm die Backen klopfte, und sagte: „an dir hoffe ich Freude zu erleben, Heinrich! Du mußt recht aufmerksam und fleißig in der Schule gewesen seyn!"

Jetzt wendete sich der Prediger an Louisen. Aber wie erstaunte der gute Mann, als sie ihm fast jede Frage schuldig blieb, und nicht einmal fertig lesen konnte. — Er mußte das unwissende Mädchen abweisen.

Mit niedergeschlagenen Augen schlich Louise neben ihrem fröhlichen Bruder nach Hause, und konnte ihre Eltern vor Schaam nicht ansehen.

Aber wie schämte sie sich erst, als sie am nächsten Osterfeste ihren Bruder und die meisten ihrer Gespielinnen in Feierkleidern vor dem Altar stehen, und in der

der Reihe der Erwachsenen das Abendmahl genießen sah! Wie schämte sie sich, als sie nun, da jene aus der Schule wegblieben, neben viel kleineren und jüngern Kindern sitzen, und sich von diesen oft noch übertroffen sehen mußte!

Glücklicher Weise blieb diese Schaam nicht ohne gute Wirkung.

Louise zwang sich zur Aufmerksamkeit, und legte ihr flatterhaftes Wesen nach und nach ganz ab.

Sie machte nun auch ganz andere Fortschritte in ihren Kenntnissen, und konnte am darauf folgenden Osterfeste alle Fragen des Predigers richtig beantworten und mit Ehren in der öffentlichen Prüfung bestehen.

Achtsamkeit.

Friederike war von Jugend auf ganz das Gegentheil von der flatterhaften Louise.

Sie merkte und achtete sorgfältig auf alles, was ihr gesagt wurde, und ihrer Aufmerksamkeit entging so leicht nichts.

Wenn ihre Mutter nähete, oder spann, oder sonst eine häusliche Arbeit verrichtete, so stand Friederike, schon als ein kleines Kind von vier bis fünf Jahren, bei ihr, und sah mit unverwandten Blicken zu.

Aber im fünften Jahre hatte sich auch Friederike schon zwei Paar Strümpfe gestrickt; an ihrem sechsten Geburtstage wurde sie von ihrer Mutter mit einem Hemde beschenkt, wozu sie das Garn selbst gesponnen hatte; im siebenten Jahre konnte sie schon recht gut nähen, und von dem neunten Jahre an machte sie sich fast alles selbst, was zu ihrem Anzuge gehörte.

Wenn

Wenn die Mutter einmal auf einen halben, oder ganzen Tag nicht zu Hause seyn konnte, so durfte sie dem neun- bis zehnjährigen Mädchen sicher alle Schlüssel und die ganze Aufsicht über das Hauswesen anvertrauen.

Unter Friederikens Aufsicht ging alles eben so gut, als wenn die Mutter selbst zu Hause gewesen wäre. Denn die achtsame Friederike hatte ihre Augen überall. Bald war sie in der Küche, bald im Hofe, bald im Garten, und kein Dienstbote wagte es, faul und nachlässig zu seyn.

Ich brauche es wohl nicht zu sagen, daß sie in der Schule eben so aufmerksam war, und daher auch alle ihre Mitschülerinnen übertraf.

Dafür ärndtete sie denn aber auch, nicht nur von ihren Eltern und Lehrern, sondern von allen Menschen, die sie kannten, die ermunterndsten Lobsprüche ein, und jedermann pries die Eltern einer so vortreflichen Tochter glücklich.

Wie gut ist es für ein Mädchen, wenn sie in der Jugend etwas gelernt hat; und wie nachtheilig und schädlich ist die Unwissenheit!

Juliane und Ernestine, zwei Schwestern, hatten in ihrer Jugend die schönste Gelegenheit, alles zu lernen, was gebildete Mädchen wissen und können sollen, denn ihre Eltern waren wohlhabend, und konnten ihnen den besten Unterricht geben lassen. An ihrer Mutter hatten sie überdies die trefflichste Lehrmeisterin und das nachahmungswürdigste Muster in allen weiblichen Geschicklichkeiten und wirthschaftlichen Kenntnissen.

Die kluge Juliane benutzte auch diese gute Gelegenheit, und bildete sich zu einem sehr geschickten und brauchbaren Mädchen.

Für Ernestinen aber ging alles verloren, was man an ihre Erziehung und Bildung wendete.

Sie hatte durchaus keine Lust etwas zu lernen.

„Wozu brauche ich denn so viel zu wissen, und mir den Kopf mit alle dem Zeuge zu zerbrechen, das mir der Informator vorträgt? — Klavierspielen und Tanzen macht mir doch noch Vergnügen; aber das langweilige und einförmige Spinnen und Stricken — oder gar das mühsame Nähen und Sticken — warum soll ich mir denn damit meine Jugend-Zeit verderben? — Und wozu soll ich vollends in die Küche gehen, und selber auf die Wirthschaft Achtung geben? Giebt es denn dafür nicht Mägde und Dienstboten, die solche niedrige und schmutzige Arbeiten verrichten können? Die Bauermädchen gehören in den Hof und in die Küche, und die Kinder armer Leute müssen sich in ihrer Jugend plagen, damit sie sich einmal ihr Brod selbst verdienen können. Aber ich? — Sind meine Eltern nicht von vornehmen Stande? — Werde ich nicht immer Leute halten können, die für mich arbeiten?"

So dachte die einfältige Ernestine. Und wenn Juliane nähete oder spann, oder vor dem Stickrahmen saß, oder ihrer Mutter in der Wirthschaft an die Hand ging: so lachte Ernestine darüber, und spielte indeß mit ihren Puppen, oder klimperte auf dem Klavier.

Allein Ernestine sollte bald erfahren, wie sehr sich Unwissenheit selbst bestraft.

Juliane war funfzehn und Ernestine sechzehn Jahr alt, als plötzlich ihr Vater starb.

Er hinterließ zwar keine Schulden, aber auch nur wenig Vermögen, denn die Einkünfte seines Amtes hatten nur immer zugereicht, ohne daß er etwas hätte sammeln können.

Ein Haus und ein Gärtchen dabei — das war fast alles, was Julianens und Ernestinens Mutter jetzt ihr Eigenthum nennen konnte.

Wollten sich daher Mutter und Töchter anständig erhalten, so mußten sie von der Arbeit ihrer Hände leben. Jene schämte sich auch gar nicht, ihre Bekannten zu bitten, daß sie ihr doch die Arbeit zuwenden möchten, wenn sie etwas zu sticken, oder feine Sachen zu nähen, zu waschen und zu plätten, oder Putz zu machen hätten.

Jedermann wußte, daß sie sich auf alle diese feineren weiblichen Arbeiten recht gut verstand, und auch ihre Töchter darin unterwiesen hatte. In Kurzem hatte sie auch für sich und Julianen so viel zu thun, daß sie Geld genug einnahmen, um anständig leben zu können.

Aber was machte die unwissende Ernestine? — Sie war sehr unglücklich. Nun lernte sie einsehen, wie schimpflich Unwissenheit und Ungeschicklichkeit sei. Sie schämte sich, daß sie sich von ihrer Mutter und Schwester mußte ernähren lassen.

Wie bereuete sie es jetzt, daß sie die köstliche Zeit ihrer jüngeren Jahre so vertändelt und verschwendet hatte!

Sie wollte nun noch alles Versäumte nachholen. Sie wollte nähen, sticken, Putz machen, kurz alles noch lernen.

Sie fing auch Verschiedenes mit vielem Eifer an; aber selbst das Leichteste ward ihr blutsauer und sie merkte bald, daß sie es in keiner Sache mehr weit bringen

 werde.

werde. Doch wollte sie wenigstens die Küche besorgen, damit Mutter und Schwester ohne alle Stöhrung arbeiten könnten, und damit sie diesen ihren Ernährerinnen auf irgend eine Art wieder nützlich werden möchte. Aber auch in der Küche war sie unbrauchbar. Erst nach vielen verunglückten Versuchen lernte sie einige gewöhnliche Gerichte leidlich zubereiten, wobei sie aber immer noch die Geduld und Zurechtweisung ihrer Mutter oder Schwester nöthig hatte.

Einmal hätte Ernestine durch ihre Unwissenheit das größte Unglück anrichten, und das Haus in Brand stecken können, wenn nicht die klügere Juliane noch glücklicher Weise dazu gekommen wäre.

Sie hatte nämlich in kleine Scheiben zerschnittenen Speck über dem Feuer stehen, und war davon weggegangen, ohne an die Gefahr zu denken, die daraus entstehen könnte. Als Juliane von ungefähr in die Küche kam, war der Speck von der herüberschlagenden Flamme angebrannt. Noch war es Zeit, der Gefahr vorzubeugen. Allein hätte Juliane es nicht bemerkt, so würde der brennende Speck in den Schornstein geflogen seyn und großen Schaden angerichtet haben.

Die sanfte, schonende Mutter sagte weiter nichts, da sie es erfuhr, als die Worte: „sieh Ernestine, so macht uns Unwissenheit nicht nur selbst unglücklich, sondern wir kommen auch durch sie in Gefahr, Andere unglücklich zu machen!

Aber Ernestinen gingen diese Worte durch Mark und Bein.

Die gute Mutter hatte sich indessen bei ihren Arbeiten zu sehr angegriffen. Oft saß sie mit Julianen bis tief in die Nacht, und nähete. Die junge blühende Juliane konnte diese Anstrengungen wohl

aus-

aushalten; aber die schon alternde Mutter ward von Tage zu Tage schwächer.

Es währte nicht lange, so mußte sie sich legen.

Eine gefährliche Krankheit zeigte sich. Nach einigen Wochen, in denen Ernestine nicht von ihrem Bette und Juliane nicht von ihrem Arbeitstische gekommen waren, fühlte die kranke Mutter, daß sie bald sterben werde.

Wenige Augenblicke vor ihrem Tode rief sie ihre Töchter noch einmal allein an ihr Bette, und sagte mit schwacher Stimme: „ach Juliane! Ernestine! Ich muß euch nun verlassen. — Wie wird es euch nach meinem Tode gehen? — Ich sterbe mit bangen Besorgnissen. — Du, Ernestine, machst mir mein Ende schwer! Juliane wird ihr Fortkommen wohl finden. Geschicklichkeit und Fleiß lassen nicht darben. Aber was wird aus dir werden, arme Ernestine?" —

Ein tiefer Seufzer unterbrach hier die Sterbende. Es war ihr letzter. Sie starb in den Armen ihrer trostlosen Töchter.

Ihre letzten Worte gingen bald in Erfüllung.

Bei der Bestattung ihrer Leiche lernte der Prediger, ein junger braver Mann, die thätige und geschickte Juliane kennen, und heirathete sie bald darauf.

Juliane wollte ihre Schwester Ernestine zu sich nehmen; aber diese schämte sich, ihr zur Last zu fallen. Sie vermiethete sich als Kinderwärterin, weil sie zu keinem anderen Dienste geschickt war.

So verlebte Ernestine ihre schönsten Jahre im Dienst fremder, oft unbilliger und hartherziger, Leute, und als sie endlich alt und schwach ward, mußte sie

doch

doch das oft wiederholte Anerbieten ihrer Schwester annehmen, und sich von dieser bis an ihren Tod ernähren lassen.

Unbeständigkeit.

Lottchen war in Allem sehr unbeständig. Sie konnte nie lange bei einer Sache bleiben. Wie ein Schmetterling von einer Blume zur andern flattert, so schnell ging Lottchen von einem zum anderen über.

An ihrem achten Geburtstage erhielt sie von einer guten Freundin, die schon einige Jahre älter war, eine seidene Brieftasche zum Geschenk, worauf diese die Anfangsbuchstaben ihres Namens und ein Vergißmeinnichtblümchen gestickt hatte.

Sogleich wandelte Lottchen eine sehr starke Lust an, auch sticken zu lernen.

Ihre Mutter erbot sich, ihr selbst Unterricht in dieser schönen Kunst zu geben. Noch an demselben Tage holte sie einen Stickrahmen hervor, an dem sie einst selbst sticken gelernt hatte.

Und Lottchen war so aufmerksam, arbeitete so fleißig, daß sie in kurzer Zeit die Anfangsbuchstaben ihres Namens sticken konnte.

Kaum hatte sie den letzten Stich daran gethan, so lief sie damit zu der Freundin, welche ihr die seidne Brieftasche geschenkt hatte.

Diese saß mit einem Bleistifte da, und zeichnete an einer Rose.

Das geht ja viel geschwinder — sagte Lottchen — als mit der Nadel! Nun dachte sie nicht mehr ans Sticken; zeichnen wollte sie lernen.

Die Mutter that ihr auch hierin den Willen, theils aus Gefälligkeit, theils in guter Absicht. Sie wußte, daß man etwas von der Zeichenkunst verstehen muß, wenn man gut und geschmackvoll sticken will.

Lottchen hatte nun alle Woche vier Stunden Unterricht bei einem geschickten Zeichenmeister. Aber es war ihr gar nicht recht, daß sie nicht sogleich Blumen oder Früchte zeichnen sollte. Ihr Lehrer zeichnete ihr in den ersten Stunden nichts, als feine und gerade Striche nach verschiedenen Richtungen vor. Diese Striche nachzumachen und immer wieder nachzumachen, bis sie vollkommen wurden, das kam Lottchen sehr langweilig vor.

In der zweiten Woche war sie das Zeichnen schon ganz überdrüßig.

Einige Zeit darauf befand sie sich mit ihren Eltern in einer großen Gesellschaft, wo ein kleines Mädchen von Lottchens Alter sehr viel Lobsprüche wegen ihrer Geschicklichkeit auf dem Klavier erhielt.

Auf der Stelle fiel es Lottchen ein, auch Klavier spielen zu lernen. Und kaum war sie mit ihren Eltern zu Hause, so äußerte sie diesen Wunsch sehr lebhaft. Lottchens Vater war ein großer Freund von Musik, und hatte in seiner Jugend das Klavier selbst gespielt. Er ließ sich daher leicht erbitten, seiner Tochter einen Klaviermeister zu halten.

Ein Klavier, das lange Zeit ungebraucht in einer Kammer gestanden hatte, wurde sogleich neu bezogen und in Stand gesetzt.

Lottchen hüpfte vor Freuden wie ein Reh, als das Klavier ankam, und in der Wohnstube aufgestellt wurde. Es war ihr als träte ein Engel in die Stube, als endlich auch der sehnlich erwartete Klaviermeister herein-

hereintrat. Und dieser versicherte, da er nach einer Stunde wieder fortging, er habe noch nie eine so eifrige Schülerin gehabt.

Indeß ward Lottchen, zum Erstaunen ihres Lehrers, auch hierin mit jedem Tage kälter und schläfriger. Es half auch keine Erinnerung und Aufmunterung. Wenn unser Lottchen gleich in der ersten Woche einige Tänze und Arien hätte spielen können — ja, dann würde sie wol Lust zum Klavier behalten haben. Aber das war nun einmal nicht möglich.

Der Klavierunterricht hatte noch gar nicht lange gedauert, so zeigte Lottchen schon den größten Widerwillen dagegen. Es fehlte nur noch ein neuer Gegenstand, der sie reizte, um sie von jener Beschäftigung ganz abzuziehen. Auch der fand sich bald.

Ein Harfenmädchen, das in den Häusern umherging und sich durch Spielen und Singen etwas verdiente, kam unserem Lottchen außerordentlich gelegen.

Die Harfenspielerin war kaum zur Thür hinaus, so sagte Lottchen zu ihrer Mutter: die Harfe gefällt mir viel besser, als das Klavier; ich möchte sie wol lernen.

Anstatt darauf zu antworten, nahm die Mutter eine sehr ernsthafte Miene an, und befahl ihr, den Stickrahmen, die Zeichnungen, die sie gemacht, und ihr Notenbuch herbeizuholen.

Lottchen war gewohnt, ihren Eltern pünktlich zu gehorchen. Sie brachte den Stickrahmen und das Notenbuch.

„Und wo sind deine Zeichnungen?“ fragte die Mutter.

Lott-

Lottchen gestand mit niedergeschlagenen Augen, daß sie das Zeichenbuch zerrissen habe, weil die Zeichnungen so schlecht gewesen wären.

„Sieh' — fuhr die Mutter fort — das ist nun dreierlei, was du in wenigen Monaten angefangen und wieder liegen gelassen hast. Ich habe dir bisher deinen Willen gelassen, damit du durch eigne Erfahrung lernen solltest, daß man bei der Unbeständigkeit in keiner Sache weit kommt. Du kannst weder sticken noch zeichnen, noch Klavierspielen. Die Mühe, die ich mir mit dir gegeben habe, und das Geld, das wir an dich gewendet haben, ist also verloren und weggeworfen. Die Harfe würdest du eben so bald überdrüßig werden, und am Ende wäre Mühe und Geld und die weit köstlichere Zeit auch hiebei verschwendet."

Lottchen konnte ihre Mutter vor Schaam nicht ansehen, denn sie fühlte, daß die verständige Mutter Recht hatte.

„Liebe Mutter, fing sie endlich an, ich will alles andere liegen lassen, und erst wieder mit dem Sticken von vorn anfangen. Sie sollen sehen, ich will nicht eher ablassen, bis ich darin vollkommen bin. Wollen Sie sich denn noch einmal Mühe mit mir geben?"

Da umarmte die Mutter das beschämte, reuevolle Mädchen, und sagte: „o wie freu' ich mich, meine Lotte, daß du selbst einsiehst, wie nöthig es sei, deine Unbeständigkeit abzulegen. Mir war sehr bange um dich. Denn ein unbeständiger Mensch bleibt Zeitlebens ein unnützer und verächtlicher Mensch."

Sie gab Lottchen nun von neuem Unterricht im Sticken, und Lottchen hielt Wort. Sie ruhte nicht eher, bis sie recht vollkommen sticken konnte.

Dann

Dann erst fing sie das Zeichnen wieder an, und brachte es auch hierin in einem Jahre so weit, daß ihr die Eltern erlaubten, den unterbrochnen Klavierunterricht ebenfalls wieder fort zu setzen.

Als sie ein paar Jahre darauf mit ihrer Mutter aus einer Gesellschaft zurückkam, wo sie mit allgemeinem Beifall auf dem Klavier gespielt hatte; so fiel sie dieser um den Hals und sagte: „o wie dank' ichs Ihnen nun, beste Mutter, daß Sie mich zur Beständigkeit ermunterten!“

Das beschmutzte Reisekleid.

„Sucht eure Kleider zusammen, daß ihr Morgen früh gleich reisefertig seid! Der Lohnkutscher ist bestellt; sobald der Tag anbricht, wird er vor der Thür sein.“

So sprach Herr Herrmann zu seinen beiden Kindern Ludwig und Louise, die vor Freude über die morgende Reise gar nicht daran dachten, sich dazu anzuschicken.

Kaum hatte es drei geschlagen, so war Louischen munter, klopfte an alle Schlafkammern, und weckte das ganze Haus. Da war eine Freude! da wurde gescherzt und gelacht und gesprungen!

Aber — auf einmal war Louischen stille, ganz stille. Sie kehrte sich mit dem Gesicht nach der Wand, zupfte an ihren Schleifen, und wenn Ludwig mit ihr scherzen wollte, stieß sie ihn zurück, und sagte: „laß mich nur gehen! Ich will nichts von dir wissen!“

Der gute Ludwig begriff nicht, was ihr fehlen könnte. Er ging betrübt zur Mutter. — „Sagen

Sie

Sie mir nur, liebe Mutter, was Louischen fehlt! Den Augenblick scherze und lache ich noch mit ihr, und jetzt kehrt sie mir den Rücken zu, und will nichts von mir wissen."

Die Mutter bekam eben jetzt eine Kanne mit warmer Milch. — „Geh! — sagte sie — ruf' deine Schwester zum Frühstück; da wollen wir bald sehen, was ihr fehlt!"

Ludwig ging, und kam mit der Antwort zurück, Louischen wolle nicht frühstücken.

„So sag ihr, antwortete die Mutter, daß sie dennoch zu mir kommen soll!"

Da kam Louise; aber — wie sah das Mädchen aus! Alle Freundlichkeit war weg, die Augen waren roth geweint, sie sah schüchtern in der Stube umher, und die Mutter — die konnte sie nicht ansehen.

Und warum so betrübt? wollte die Mutter fragen; doch in eben diesem Augenblicke sah sie die Ursach von Louisens Betrübniß.

Das schöne Reisekleid, das sie ihr erst vor einem Monat gekauft hatte, war durchaus voll Fettflecken, und die artigen rothen Schleifen daran, waren so sehr mit Bier begossen, daß man kaum noch die Farbe erkennen konnte.

Die arme erschrockne Mutter sagte: „Louise, was seh ich da?" — Und Louise faßte ihre Hand, küßte sie, und sagte: „ach! liebe, liebe Mutter! Vergeben Sie mir! beste Mutter! herzallerliebste Mutter! Vergeben Sie es mir! — In meinem Leben will ich — in meinem Leben will ich es nicht wieder thun." —

Da trat der Vater in die Stube, und sah seine Tochter in Thränen, und seine liebe Frau, die noch

vor einigen Augenblicken so freundlich war, voll Kummer und Unmuth.

„Da sieh!“ sagte die Mutter, und führte ihm die schmutzige Louise zu.

Louise küßte seine Hand, und wiederholte die Versicherungen, die sie ihrer Mutter gethan hatte.

„Armes, unglückliches Mädchen, sagte der Vater, bringst du dich nicht selbst um das Vergnügen, das wir dir machen wollten?“

„Ach Vater! Vater! schrie Louise, ach Vater! Sie werden mich doch nicht zu Hause lassen wollen? — Bitte, bitte, lieber Vater! nehmen Sie mich mit!“

„Mein Kind, antwortete er, wie kannst du doch verlangen, daß ich und deine gute Mutter mit dir in diesem abscheulichen Anzuge reisen sollen? Würde nicht die ganze Gesellschaft, die wir da antreffen werden, denken, deine liebe Mutter, die so geschäftig ist, deine Kleider und Wäsche in Ordnung zu erhalten, wäre eine unordentliche Frau? Und würden nicht alle Kinder, die du dort fändest, ein so schmutziges Mädchen verachten und verspotten? Kurz, ich kann dir nicht helfen, du mußt zu Hause bleiben.

In dem Augenblick rasselte draußen der Wagen. Man wollte den Kutscher nicht warten lassen, und der Vater nahm an die eine Hand seine Frau, an die andere Ludwigen, erinnerte Louisen, daß sie sich bessern sollte, und ging so nach der Hausthür zu.

Louise lief nach, weinte, bat, versprach. Das half aber alles nichts, die Gesellschaft stieg in die Kutsche, und fuhr rasch davon.

Louise sahe nach, bis die Kutsche um die Ecke war; dann lief sie schluchzend in ihre Kammer, zog ihr Reisekleid aus, und klagte jämmerlich!

„Was

„Was für ein häßliches Ding, sagte sie, ist doch die Unreinlichkeit! — Alle meine Freude verderbe ich mir damit. Vorige Woche, da meine Mühmchen da waren, da durfte ich auch nicht zur Gesellschaft, weil ich meine Schürze mit Dinte befleckt hatte. Und an Ostern, da ich bei unserm Nachbar mit vielen Kindern in Gesellschaft war, da kam ein Fremder, und küßte sie alle, alle, alle, und mich ließ er stehen, als wenn er mich nicht bemerkte. Und meine Mutter sagte hernach, er hätte mich deswegen verachtet, weil ich Schmutz im Gesichte gehabt hätte, und die Haare unordentlich um meinen Kopf geflogen wären. — Und nun muß ich zu Hause bleiben! Mein lieber Vater, meine liebe Mutter, die dauern mich nur! Ich weiß, sie haben mich lieb. Sie haben sich gefreuet, mir eine Freude zu machen. Und nun hab' ich sie so verdrüßlich gemacht, daß sie gewiß die ganze Reise über nicht recht vergnügt seyn können. — Ich armes unglückliches Kind! — Aber was sitz' ich hier, und klage? Kann ich denn nicht etwas besseres thun?"

Und nun fing sie an, ihren Schrank auszukehren und aufzuräumen, legte alle ihre Kleider in Ordnung, holte ihre Sparbüchse herbei, und gab der Magd etliche Groschen, um dafür ihr Reisekleid reinigen zu lassen, und wieder etliche Groschen, um neues Band daran zu kaufen.

Nun war sie wieder einige Augenblicke vergnügt.

Bald darauf aber fing sie wieder an zu weinen, und sagte: „dies viele Geld, das ich hingeben muß, umsonst hingeben muß — dafür hätte ich mir ein Buch, oder ein Halsband kaufen, oder — der armen Kathrine, die so zerrissen in unserem Garten um ihren Vater läuft, ein neues Kamisol schaffen können. Das

kann ich nun alles nicht. Es ist so gut, als hätt' ich das Geld in den Brunnen geworfen. Und was ist daran Schuld, als meine Unreinlichkeit? — Das muß anders werden, das muß anders werden!"

Louischen ward auch wirklich anders, und war in Kurzem das reinlichste und ordentlichste Mädchen von der Welt.

Der elfte Mai, oder die Folgen der Unmäßigkeit.

Philippine hatte den häßlichen Fehler an sich, daß sie sich im Essen und Trinken gar nicht mäßigen konnte.

Kaum war das gefräßige Mädchen früh aufgestanden, so schrie sie schon nach den Semmeln, die sie zum Kaffee zu bekommen pflegte. Eine halbe Stunde darauf foderte sie wieder Butterbrod, und so ging es fort, bis das Mittagsessen auf dem Tische stand.

Dann fiel sie doch wol noch mit einem solchen Heißhunger über die aufgetragnen Speisen her, daß sie sich oft den Mund verbrannte, und einige mal in große Gefahr kam, an einer, aus Gierigkeit mit hinuntergeschluckten Gräte zu ersticken. Gab es nun besonders eins von ihren Lieblingsgerichten; so lud sie sich den Magen so voll, bis sie keinen Bissen mehr zu sich nehmen konnte.

„Aber warum litten ihre Eltern diese Unart?"

Ihre guten Eltern hatten sie nicht unter ihrer Aufsicht. Philippine wurde seit ihrem vierten Jahre bei einer alten reichen Muhme erzogen, die aus Gutmüthigkeit und Unverstand dem Mädchen allen Willen ließ. Und als sie im achten Jahre, nach dem Tode

dieser

dieser Muhme, wieder zu ihren Eltern kam, war jene Gefräßigkeit schon so sehr bei ihr eingewurzelt, daß man fast die Hoffnung aufgab, sie jemals ganz wieder ausrotten zu können.

Die Eltern ließen nichts unversucht, um ihre Tochter von dieser so unanständigen und schädlichen Gewohnheit zu befreien. Sie baten, warnten, stellten ihr die schlimmen Folgen vor Augen. Vergebens! Sie ließen sie einige mal zur Strafe fasten, und das war für die gefräßige Philippine gewiß eine harte Strafe; allein sie ließ doch nicht ab von ihrem Fehler.

Wenn die Eltern zu irgend einer Gasterei gingen, so mußte Philippine zu Hause bleiben. Man hätte sie gern mitgenommen, aber man mußte sich ihrer bei fremden Leuten schämen. „Vielleicht bessert dieses Zuhauselassen auch das Mädchen!" dachten die Eltern.

Auch ging es Philippinen allemal sehr nahe, wenn sie an einer solchen Schmauserei nicht Theil nehmen durfte. Sie gelobte sich und ihren Eltern, künftig recht mäßig zu seyn. Aber es blieb immer beim Alten.

Die guten Eltern waren sehr bekümmert um ihre Tochter; denn sie war ihr einziges Kind, und sie liebten das Mädchen zärtlich.

Sie pflegten Philippinen gewöhnlich zu ihrem Geburtstage eine Freude zu machen. Er fiel den elften Mai.

Der elfte Mai, an welchem Philippine gerade zehn Jahr alt ward, kam. Ohne daran zu denken, daß ihr Geburtstag sei, stand sie auf, um ihren Eltern den Morgengruß zu bringen.

Aber wie angenehm wurde sie überrascht! Da war ihr kleiner Tisch gedeckt, und auf demselben sahe sie:

ein neues seidnes Halstuch, ein Paar blaßrothe Schuhe und einen schönen Fächer. Aber noch mehr, als dies fiel Philippinen eine große Mandeltorte in die Augen, die unter einigen kleineren Aschkuchen hervorragte.

Philippine weinte vor Freuden, und fiel bald ihrem Vater, bald ihrer Mutter um den Hals. Dann stellte sie sich mit lüsternen Augen vor den kleinen Tisch, und musterte alle die schönen Sachen, die darauf lagen und besonders das herrliche Backwerk.

Jetzt trat die Hausmagd mit einer Flasche süßen Wein in die Stube, sagte Philippinen einen Glückwunsch her, und bat sie, den Wein als ein kleines schlechtes Angebinde anzunehmen.

Philippine dankte der guten Magd, und setzte die Flasche voller Freuden zu den übrigen Geschenken.

„Nachmittag, sagte die Mutter, kannst du nun einige gute Freundinnen einladen, um sie an deiner Freude Theil nehmen zu lassen. Du kannst ja doch nicht alles allein verzehren.“

Das war Philippinen recht und doch auch nicht recht. Sie hätte ihre Gespielinnen wol gern bei sich gehabt; aber sie hätte auch gern den schönen Kuchen allein verzehrt. Indeß schämte sie sich, das letztere zu gestehen, und es wurde fortgeschickt, um einige Mädchen einzuladen.

Philippine trug nun alles, was sie zum Geschenk bekommen hatte, in ihre Kammer.

„Du kannst dir zum Frühstück etwas Aschkuchen abschneiden!“ rief ihr die Mutter nach.

Bei Philippinen bedurfte es dieser Erlaubniß nicht, denn kaum war die kleine Fresserin allein in ihrer Kammer, so machte sie sich über Torte, Aschkuchen und Wein her.

„Ich

„Ich muß mich Vormittags daran halten, sprach sie bei sich selbst; denn Nachmittags kommen zu viele Mitesser.“

Es währte nicht lange, so hatte sie einen ganzen kleinen Aschkuchen und ein großes Stück Torte aufgezehrt, und dabei fast eine halbe Flasche von dem süßen Wein getrunken.

Philippine! rief nach einer halben Stunde die Mutter, als Philippine gar nicht wieder aus der Kammer kommen wollte.

Philippine kam nicht. Da öffnete die Mutter die Kammerthür, und Gott! wie erschrack die gute Frau über das, was sie erblickte!

Philippine saß wimmernd auf dem Bette, und hielt sich den Leib. Ihr Gesicht war hochroth und aufgedunsen. Sie wankte herüber und hinüber. Mit stieren Augen sah sie die hereintretende Mutter an, und konnte nichts hervorbringen, als die Worte: „ach, Mutter! — Mein Leib — mein Kopf!“ Dann sank sie rückwärts aufs Bette nieder.

Die gute Mutter war fast des Todes vor Schrecken und Betrübniß. Sie holte den Vater. Es wurde ein Arzt gerufen.

Dieser kam, und verordnete sogleich ein Brechmittel.

Bei dem Worte: Brechmittel — richtete sich Philippine etwas auf, und rief: „ach keine Medizin! keine Medizin!“

Aber da half kein Bitten. Sie mußte nicht nur das widrige Brechmittel einnehmen, sondern auch eine ganze Kanne ekelhaftes Butterwasser nachtrinken.

Und wie stand sie erst aus, als das Mittel zu wirken anfing! Wie ekelte sie nun der Wein, die Torte und der Kuchen an!

Nachmittags kamen ihre eingeladenen Freundinnen und Gespielinnen; aber Philippine war noch so schwach, und litt dabei so heftig an Kopfweh, daß sie nicht aus dem Bette aufstehen konnte.

Die Mädchen tranken Kaffee, und ließen sich die Torte und den Kuchen, wovon ihnen Philippinens Mutter vorsetzte, sehr wohl schmecken. Aber da sie nicht mit ihrer Freundin fröhlich seyn und spielen konnten, so gingen sie bald wieder fort, und wünschten ihr gute Besserung.

Philippine stand noch den ganzen Abend und die halbe Nacht unsäglich viel an Kopfschmerz aus. Erst gegen Morgen erbarmte sich ihrer der wohlthätige Schlaf.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als sie am folgenden Tage erwachte.

„Nun wie ist dir?" — fragte die zärtliche Mutter, die nicht von dem Bette ihrer kranken Tochter weggekommen war, und vor Besorgniß die ganze Nacht kein Auge hatte schließen können.

„Es ist mir etwas besser, antwortete Philippine, aber mein Kopf ist mir noch sehr wüste."

„Ach, beste Mutter," fuhr sie fort, und verhüllte sich vor Schaam das Gesicht — „ach, beste Mutter! welchen Kummer habe ich garstiges Mädchen Ihnen und meinem Vater gemacht! Ich glaube, Sie sind meinetwegen gar nicht zu Bette gekommen. — O warum folgte ich doch Ihren Warnungen nicht? — Wie sehr bin ich für meine Unmäßigkeit bestraft worden!" — Niemals, niemals werde ich den elften Mai vergessen. —

„Wohl

„Wohl dir, meine Philippine, versetzte die Mutter, wenn du dir das, was du um deiner Unmäßigkeit willen gelitten hast, eine Warnung für dein ganzes Leben seyn lässest! dann bist du immer noch leicht davon gekommen; denn du kennst die übeln Folgen gar nicht alle, die aus Unmäßigkeit im Essen und Trinken entstehen können und gewöhnlich entstehen."

„Du hast einen schönen schlanken Wuchs und eine reine und gute Gesichtsfarbe. Dein vieles Essen würde mit der Zeit beides verderbt haben. Du würdest plump und unförmlich geworden seyn, und eine bleiche und ungesunde Farbe bekommen haben."

„Ja noch mehr. Deine ganze Gesundheit wäre endlich zerrüttet worden, und du würdest vor der Zeit gestorben seyn."

„Hättest du vollends immer mehr Geschmack an Wein und andern hitzigen Getränken gefunden, so wärest du sicher das unglücklichste und verächtlichste Geschöpf geworden. Ein Mann, der den Trunk liebt, ist schon verachtungswerth, aber ein betrunkenes Weib ist das Häßlichste und Abscheulichste, was ich kenne. Hast du nicht neulich das liederliche Bettelweib gesehen, das, mit einem weinenden Kinde auf dem Arm, in unser Haus taumelte, und durch ihr närrisches und sinnloses Geschwätz kein Mitleid, sondern Abscheu erregte? — Auch wenn sie gerade nicht betrunken gewesen wäre, hätte ich es ihr ansehen wollen, daß sie den Trunk liebte. Wie kupferfarben und aufgedunsen sah ihre Nase und ihr ganzes Gesicht aus!"

„Und einige Tage hernach habe ich erfahren, daß sie blos durch den Trunk an den Bettelstab gekommen ist. Ich muß dir ihre Geschichte erzählen."

„Sie stammt von guten angesehenen Eltern her. Ihr Vater, ein Prediger, soll noch am Leben seyn. Sie hatte das Unglück, ihre Mutter sehr zeitig zu verlieren. Nun war sie sich meist selbst überlassen. Eine liederliche Magd gewöhnte sie zum Trunk, und dadurch versank sie zu der Niederträchtigkeit, daß sie mit einem schlechten Kerl durchging, und ihren Vater durch ihre Entweichung fast unter die Erde brachte. Bald verließ sie ihr niederträchtiger Begleiter, und sie muß jetzt mit ihrem kleinen Kinde das Brod vor den Thüren suchen. —

„O Gott! — seufzte Philippine — was hätte aus mir werden können! — Wie will ich mich künftig vor jeder Unmäßigkeit und besonders vor dem häßlichen Trunke hüten!“

Philippine gewöhnte sich wirklich von dem Tage an zur Mäßigkeit. Sie aß sehr wenig, und trank nichts als Wasser, und befand sich sehr wohl dabei. Sie wußte nichts mehr von Trägheit und Unaufgelegtheit zur Arbeit, die sie sonst oft gefühlt hatte. Sonst war ihr des Morgens, wann sie aufgestanden war, nie recht wohl gewesen, und sie hatte mannichmal des Nachts nicht schlafen können, weil ein überladener Magen immer eine gewisse Unbehaglichkeit und Schwere über den ganzen Körper verbreitet. „Jetzt war ihr des Morgens so wohl und so leicht, und ihr Schlaf des Nachts so sanft!

Und dabei wuchs sie so schlank empor, wie eine junge Tanne, und ihre Wangen blühten wie die Rosen.

Sie blieb ihr ganzes Leben hindurch fast von allen Krankheiten frei; denn die meisten Krankheiten entspringen aus Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und Mäßigkeit erspart uns viele Schmerzen und Leiden.

Wie

Wie sehr dankte sie es noch ihren Eltern im Grabe, daß sie ihren Vorsatz, sich zu bessern, durch die öftere Erinnerung an den elften Mai gestärkt und befestigt hatten!

Emiliens früher Tod, oder die Gefahren beim Tanze.

Auguste war ein gesundes blühendes Mädchen. Gesundheit glänzte auf ihren rothen Wangen, Gesundheit strahlte aus ihren schwarzen Augen.

Jedermann freuete sich beim Anblick des muntern lebhaften Mädchens, und ihre Eltern sahen in ihr die Hoffnung und den Trost ihres Alters.

Nur etwas zu feurig und lebhaft war Auguste. Und bei keiner Gelegenheit zeigte sich diese allzugroße Lebhaftigkeit mehr, als beim Tanzen. Da konnte Auguste gar nicht aufhören, da war sie unermüdlich, da mußte sie jeden Tanz mitmachen, und sie war die erste und letzte auf dem Platze.

Zum Glück war auf den Kinderbällen und bei anderen Gelegenheiten, wo Auguste tanzte, jedesmal ihre Mutter mit zugegen, die sorgfältig auf sie Acht gab, daß sie nicht kalt trinken durfte, und sich beim Nachhausegehn nicht erkältete.

Indeß war die gute Mutter doch immer in Sorgen wegen ihrer Auguste.

„Mädchen! Mädchen! — sagte sie oft warnend — schone deine Gesundheit! Man kann durch unmäßiges Tanzen auch den festesten Körper zu Grunde richten."

Allein

Allein Auguste, die leichtsinnige Auguste, achtete wenig auf diese Warnungen. Sie hielt ihre Gesundheit für unverwüstlich, und würde also gewiß, früher oder später, die übeln Folgen ihrer Unbesonnenheit erfahren haben, wenn sie nicht das traurige Schicksal einer ihrer Freundinnen vorsichtiger gemacht hätte. Diese war die Tochter eines Pachters, dessen Gut nur einige Stunden von Augustens Geburtsorte lag.

Auguste hatte Emilien (so hieß jenes Mädchen) seit einem halben Jahre nicht gesehen. Wie froh war sie, daß endlich die rauhe Winterwitterung aufhörte, und der Weg nach dem lieben Hainsdorf, wo ihre Emilie wohnte, immer besser und trockner ward.

„Wenn eher werden wir denn einmal nach Hainsdorf gehen?" sagte sie täglich zu ihrer Mutter. Und wie freute sie sich, als es endlich an einem heitern Aprilabende hieß: Morgen, morgen!

Es war ein schöner heitrer Frühlingstag. Mitten durch grünende Saaten und unter dem fröhlichen Gesange steigender Lerchen gingen Mutter und Tochter nach Hainsdorf zu.

Die Mutter suchte Augusten auf die Schönheiten des Frühlings aufmerksam zu machen. Aber Auguste dachte heute nur an ihre Emilie, und was sie ihr erzählen und wie sie mit ihr spielen und herumspringen wollte.

Die gute Auguste ahnete nicht, daß ihre Freude bald in Traurigkeit verwandelt werden sollte.

Jetzt waren sie vor dem Dorfe. Schon sah man deutlich die neue schöne Pachterwohnung hinter den alten, jetzt noch kahlen und blätterlosen Linden.

Da konnte sich Auguste nicht länger halten. Die Mutter ging ihr zu langsam. „Ich will nun vollends hin-

hinlaufen, und Sie anmelden," sagte Auguste schnell zu ihrer Mutter, und nach wenig Augenblicken war sie schon in dem lieben Pachterhause.

„Wo ist Emilie? Wo ist Emilie? Ist sie in der Stube? Ist sie im Garten? — Ich will sie überraschen."

So fragte Auguste hastig und mit halblauter Stimme eine Magd, die ihr beim Eintritt ins Haus entgegen kam.

„Ach die arme Mamsell! — Es ist gut, daß Sie kommen; Sie hätten sie sonst vielleicht nicht wieder gesehen!" —

Die Magd wischte sich die Augen, indem sie dieses sprach, und Auguste erblaßte, und blieb vor Schreck auf einer Stelle stehen, bis Emiliens Mutter, die gerade die Stubenthür öffnete, sie erblickte, und sie stillschweigend in das Wohnzimmer führte.

Unterdessen kam auch Augustens Mutter, und erschrack nicht weniger, als diese, über die Nachricht von Emiliens gefährlicher Krankheit.

Auguste bat, daß man sie doch sogleich zu ihrer kranken Freundin führen möchte. Allein Emiliens Mutter mußte ihr dieses abschlagen, weil Emilie ein wenig schlummerte.

„Auch werde ich meine arme Tochter erst auf Ihre Ankunft vorbereiten müssen, weil die plötzliche Freude das schwache Mädchen tödten könnte;" fügte sie hinzu, und fing bitterlich an zu weinen.

Auguste zerfloß ebenfalls in Thränen, und ihre Mutter ging ans Fenster, und weinte auch. Alle waren eine lange Weile still, und sprachen kein Wort. Endlich kam Emiliens Vater aus der Krankenstube. Auch

er

er mußte sich erst die Augen trocknen, ehe er seine Gäste bewillkommen konnte.

„Emilie ist eben aufgewacht, sagte er dann zu seiner Frau, und verlangt nach dir. Geh' und bereite sie zugleich auf die Ankunft dieser lieben Freunde vor.“ Indeß diese zu ihrer kranken Tochter ging, erzählte er nicht ohne Thränen die Ursache von Emiliens Krankheit.

Vor einigen Monaten war sie mit auf einer Hochzeit gewesen, hatte sich beim Tanzen sehr erhitzt, und in der größten Erhitzung kalt getrunken. Schon beim Nachhausefahren hatte sie Blut ausgeworfen, und war von der Zeit an, trotz aller angewandten Mittel, täglich blasser und kraftloser geworden. Die Aerzte hatten den trauernden Eltern versichert, daß sie die unheilbarste Auszehrung habe, und kein Jahr mehr leben könne.

Jetzt kam die Mutter aus der Krankenstube, und führte Augusten nebst ihrer Mutter an das Bette ihrer Tochter. Emilie richtete sich in die Höhe, sobald sie ihre Auguste erblickte. Ihre matten Augen funkelten vor Freude. Ihre Arme streckten sich aus. „Auguste!“ rief sie mit schwacher Stimme, und Auguste lag in ihren Armen. „Warum weinst du, Auguste?“ fing darauf Emilie an. — „Ich bin nicht sehr krank, und habe keine Schmerzen. Ich werde bald wieder gesund werden.“ —

Dann erkundigte sie sich, wie es ihrer Freundin die Zeit über, wo sie sich nicht gesehen hätten, gegangen sei, und ob sie denn nichts von ihrer Krankheit erfahren und warum sie ihr nicht eher einen Besuch gemacht habe.

Auguste konnte fast vor Schluchzen nicht antworten.

Aber Emilie sprach immer fort, bis sie ihr Vater endlich mit sanfter Stimme erinnerte, daß ihr der Arzt das viele Sprechen, als schädlich, verboten habe.

Zugleich gab er Augusten ein angenehmes Buch und bat sie, Emilien daraus vorzulesen. Auguste that es sehr gern; aber sie setzte sich ans Fenster, damit die gute Kranke die Thränen nicht sehen möchte, die unterm Lesen auf jedes Blatt fielen.

So kam der Abend heran, wo sich Auguste von Emilien trennen und mit ihrer Mutter nach der Stadt zurückgehen mußte. Es war, als wenn Augusten das Herz brechen sollte, als sie von ihrer kranken Freundin Abschied nehmen mußte. Ach, es ahnete ihr, daß sie ihre Emilie nicht wieder sehen werde!

Nach etwa acht Tagen kam von Hainsdorf ein Brief mit einem schwarzen Siegel. Emilie hatte von neuem einen heftigen Blutsturz bekommen, und war wenige Stunden darauf verschieden.

Auguste wollte sich gar nicht zufrieden geben. „Ich muß sie noch einmal sehen," rief sie, da sie hörte, daß Emiliens Leichnam erst am folgenden Tage begraben werden sollte.

Ihr Wunsch wurde erfüllt. Ihre Mutter ging am Begräbnißtage mit ihr nach Hainsdorf. Emilie lag im offnen Sarge auf dem Hausflur. An der einen Seite stand ihr Vater, an der andern ihre Mutter, beide schluchzend und in Thränen zerfließend.

„Erinnere dich an diese früh verwelkte Rose!" sagte ernst und wehmüthig Augustens Mutter, indem sie sich unbemerkt unter dem Gedränge der Umstehenden mit ihr verlor, und wieder nach der Stadt zurückging, ohne Emiliens betrübte Eltern angeredet zu haben.

Die

Die Betrübniß derselben schien ihr zu heilig, als daß sie durch Stöhrung entweihet werden dürfte.

„Erinnere dich an Emilien! bei jedem Tanze erinnere dich an Emilien!“ sagte sie noch oft unterwegs zu ihrer Auguste.

Ach, Auguste vergaß den Anblick ihrer todten Freundin nie. Ein ganzes Jahr hindurch tanzte sie gar nicht, und sie hatte sich es fest vorgenommen, nie wieder zu tanzen.

Aber ihre Mutter ermunterte sie selbst wieder dazu.

„Das Tanzen, sagte sie, ist ein unschuldiges Vergnügen. Ich wünsche sogar, daß du tanzest, denn ich war in meiner Jugend selbst eine große Freundin davon; darum habe ich dir auch Unterricht darin geben lassen. Dein Vater sagt: durch das Tanzen bekommt man einen leichteren Gang und anmuthigere Bewegungen des Körpers. Mäßig und mit Vorsicht genossen ist dies Vergnügen sogar unserer Gesundheit zuträglich. — Aber merke dir die drei Regeln, liebe Auguste: Nicht zu lange und zu viel! — Nicht zu hitzige und angreifende, wilde Tänze! — Nicht kalt und lieber gar nicht getrunken; und überhaupt Erkältungen durch Zugluft oder durch Nachhausegehen in leichter Kleidung vermieden! — Denke an Emilien!“

Auguste tanzte also wieder; aber sie beobachtete dabei die weisen Regeln ihrer Mutter, und blieb gesund und blühend.

Oft, wenn sie andere Mädchen zu unbesonnen und zu hitzig tanzen und auf ihre Jugend und Gesundheit losstürmen sah, zog sie dieselben bei Seite, und erzählte ihnen Emiliens trauriges Schicksal.

Wohl

Wohl denen, die sich dadurch warnen ließen! Manche dankten noch nach langen Jahren Augustin für diese Erinnerung.

Traurige Folgen der Naschhaftigkeit.

Dorothee war von Kindheit an sehr naschhaft. Wo sie nur etwas Leckeres sah oder wußte, davon mußte sie haben, das mußte sie kosten. Kaum konnte sie als ein kleines Kind auf den Tisch reichen, wo gewöhnlich die Zuckerdose stand, so bemächtigte sie sich derselben, und aß so lange, als etwas darin war. Die Mutter verschloß den Zucker; aber Dorothee wußte den Schlüssel zu finden, und naschte heimlich davon.

„Mädchen! Mädchen!“ — sagte die Mutter, als sie Dorotheen einmal vor dem heimlich geöffneten Schranke, und bei der Zuckerdose ertappte und sie deshalb bestraft hatte: „Mädchen! Mädchen! du wirst dir durch dein Zuckeressen deine Zähne verderben und viel Schmerzen daran zuziehen!“

Dorothee achtete nicht auf die Strafe und Warnung. Allein im zwölften Jahre hatte sie auch schon ganz schwarze hohle und ekelhafte Zähne, und gerade an den Vorderzähnen eine häßliche Lücke, und dabei fast immer die heftigsten Schmerzen.

Kam Dorothee in den Garten, so ging es über das Obst und über die Johannisbeeren und Stachelbeeren her. Reif, oder nicht reif, — das war Dorotheen gleich. Schneidende Leibschmerzen waren gewöhnlich der Lohn dieser Lüsternheit. Aber Dorothee ward auch dadurch nicht klüger, und man mußte den Garten ganz vor ihr verschließen.

Dorothee erhielt vom neunten Jahre an wöchentlich einige Groschen Taschengeld. Ihre Eltern hatten die Absicht dabei, daß sie mit Gelde umgehen lernen und zugleich Nadeln, Zwirn und dergleichen Kleinigkeiten zu ihrem Gebrauch kaufen sollte. Aber Dorothee kaufte sich nichts, als Naschwerk dafür.

Ihre Tasche und ihr Strickbeutel wurden gar nicht leer von Zuckergebacknem, von Rosinen und Mandeln.

Selbst in die Schule nahm sie fast immer so etwas mit. Die Lehrer bemerkten es, und verwiesen ihr diese Unart Anfangs ganz gelinde. Da aber kein Verweis etwas helfen wollte, so zeigten sie es Dorotheens Eltern an, und — Dorothee bekam nun keinen Heller Taschengeld mehr.

Wie sollte Dorothee nun ihre Naschsucht befriedigen? — Denn das Naschen war jetzt dem unglücklichen, verwöhnten Mädchen durchaus zur anderen Natur geworden. — Sie that, was in solchem Falle gemeiniglich naschhafte Kinder thun: sie betrog und bestahl ihre eigenen Eltern.

Da ihr Vater ein Seiler war, so hatte er, wie das an vielen Orten gewöhnlich ist, noch dabei einen kleinen Handel. Vater und Mutter hatten nicht immer Zeit, im Laden zu sein, und Dorothee mußte dann verkaufen. So lange sie noch Taschengeld bekam, war sie auch sehr ehrlich dabei, und behielt nichts von dem, was sie einnahm. Aber jetzt schlug sie täglich etwas von dem gelösten Gelde unter, und vernaschte es so heimlich, daß ihre guten Eltern viele Jahre hindurch nichts davon merkten, und sich sogar einbildeten, Dorothee sei von ihrer Naschsucht geheilt.

Allein

Allein auch die feinste und listigste Betrügerey bleibt nicht immer verborgen. Es kommt endlich einmal die Zeit, wo alles entdeckt wird.

Dorothee hatte noch eine jüngere Schwester, die Amalie hieß. Diese war Anfangs auch etwas näschig gewesen; aber sie hatte gesehen und gehört, wie schädlich und unanständig die Naschhaftigkeit sei, und welchen Kummer dadurch Dorothee der guten Mutter gemacht hatte. Sie ward daher ein Muster von Enthaltsamkeit.

Vor Malchen konnte man alles hinsetzen. Da konnten die reitzendsten Leckerbissen um sie herstehen; sie rührte nichts davon an. War es zu verwundern, daß die Eltern ihre gutgeartete Amalie der naschhaften Schwester vorzogen?

Dorothee verbarg ihre Näschereien vor Amalien eben so sorgfältig, wie vor ihren Eltern, besonders von der Zeit an, wo sie das Geld dazu auf die erwähnte schändliche Weise sich zu verschaffen wußte.

Allein Malchen traf ihre Schwester doch einmal dabei an, da sie Zuckerwerk aus der Tasche aß. Sie that, als ob sie nichts merkte, aber sie sagte es heimlich ihrer Mutter.

Diese lobte Malchen dafür; denn sie wußte, daß das gute Kind die beste Absicht von der Welt bei dieser Anzeige hatte. In jedem anderen Falle würde sie Malchen, als eine niedrige Angeberin, bestraft haben. Von der Zeit an gab sie nun etwas genauer auf ihre älteste Tochter Achtung, und bemerkte endlich mit Erstaunen und Entsetzen, daß sie von Dorotheen betrogen und bestohlen wurde.

Sie konnte nicht umhin, es ihrem Mann zu entdecken, und Dorothee erhielt nicht nur eine verdiente

körperliche Züchtigung, sondern wurde auch im ganzen Hause als ein Dieb angesehen, dem man nicht das Geringste anvertrauen mochte. Sie mußte den ganzen Tag beim Spinnrade sitzen, und bekam einige Wochen hindurch nichts, als Wasser und Brod.

Nach Verlauf dieser Zeit wurde sie zwar wieder mit an den Familientisch gezogen, und gütiger behandelt; aber unter die Hände bekam sie nichts wieder. Sie mußte zu ihrem größten Verdruße sehen, daß die Mutter nach einigen Jahren dem heranwachsenden Malchen alle Schlüssel und fast die ganze Hauswirthschaft, nebst dem kleinen Handel, übergab. Aber Malchen war es auch werth; denn man konnte sich ganz auf sie verlassen.

Dorothee ärgerte sich im Stillen über diese Vorzüge, die man ihrer jüngeren Schwester gab, und warf den bittersten Haß auf das schuldlose Mädchen. Am empfindlichsten war es ihr, daß Amalie eher verheirathet wurde, als sie, und in der Ehe glücklicher lebte. Denn sie bekam zwar endlich auch einen Mann, der sich aber nach wenigen Jahren von ihr scheiden ließ, weil sie ihm mit ihren heimlichen Näschereien alles durchbrachte, was er sauer erwerben mußte.

Die fünf Feiertage nach einander, oder das lange Pfingstfest.

Die Frau Rudolphin hatte drei Töchter, wovon die älteste zehn, die mittelste neun und die jüngste sieben Jahr alt war.

Es waren alle drei recht gute folgsame und artige Kinder; und die Frau Rudolphin hatte ihre wahre Freude

Freude an ihnen. Aber sie verzärtelte sie darum nicht. Nein, die Mädchen wurden sehr frühzeitig zur Arbeit angehalten, und durften niemals müßig gehn.

Sie ging auch ihren Töchtern selbst mit einem guten Beispiele vor. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war sie thätig und geschäftig, und noch Niemand hatte die Frau Rudolphin müßig gesehn. Arbeiten war die größte Freude dieser vortreflichen Frau; und sie wäre vor Langeweile gestorben, wenn sie nichts zu thun gehabt hätte.

Auch ihren Töchtern suchte sie die Arbeit lieb zu machen und ihnen einen Abscheu gegen Müßiggehen und Nichtsthun einzuflößen. Sie lobte sie, wenn sie fleißig gewesen waren, und belohnte sie mannichmal durch kleine artige Geschenke, wenn sie ihre Sache vorzüglich gut gemacht hatten. Die Mädchen waren auch wirklich fast immer thätig und fleißig, und beeiferten sich, ihrer Mutter dadurch zu gefallen.

Aber diese bemerkte doch zuweilen noch einen kleinen versteckten Widerwillen auf ihren Gesichtern, wenn sie ihnen dieses oder jenes zu thun gab, was sich nicht ohne einige Mühe thun ließ. Sie bemerkte ferner, daß sie oft die Zeit gar nicht erwarten konnten, wo es hieß: „nun könnt ihr spielen; nun ist Feierabend!“ Auch war es ihrer Beobachtung nicht entgangen, daß allen dreien die gewöhnlichen weiblichen und häuslichen Beschäftigungen Anfangs gar nicht schmecken und behagen wollten, wenn ein oder ein paar Festtage gewesen waren.

Die Frau Rudolphin schloß aus allem diesen, daß ihre Töchter die Arbeit doch noch für eine Last ansehen müßten. Und sie wünschte, daß sie dahin kom-

men möchten, das Nichtsthun für die größte Last und die Arbeit für ein Vergnügen zu halten.

Da ihr diese Sache sehr am Herzen lag, so nahm sie sich im Stillen vor, ihre Töchter bei der nächsten Gelegenheit aus eigner Erfahrung lernen zu lassen, wie angenehm und nothwendig der Fleiß und wie unausstehlich der Müßiggang sei.

Es fand sich bald eine Gelegenheit zu dieser Erfahrungsprobe.

Das Pfingstfest kam heran. Es war die drei Festtage über ganz vortrefliches Wetter. Kein Wölkchen am Himmel; die Luft so mild und lau; und wie schön war es jetzt draußen! — Wie eine Braut lag die Erde da in ihrem grünen, mit tausendfarbigen Blumen geschmückten, Kleide. Die blühenden Aepfelbäume verbreiteten süße würzige Wohlgerüche; in jeder Hecke schlug eine Nachtigall, und auf jedem Zweige hüpfte ein fröhlicher Vogel.

Das waren herrliche Tage für die drei Schwestern. Da wurde Besuch gegeben und angenommen. Da wurde gelacht, gescherzt, gespielt, spatziren gegangen. Alles Arbeitszeug ruhete, und nicht einmal der Strickstrumpf wurde zur Hand genommen.

Als sich der dritte und letzte Festtag zu Ende neigte, rief die Frau Rudolphin ihre Töchter zusammen, und befahl ihnen, ihr Arbeitszeug zurecht zu legen, damit sie den anderen Morgen gleich früh ihre Beschäftigungen wieder anfangen könnten. Die Mädchen kamen, und thaten, was ihnen die Mutter befahl. Aber wie traurig und mißvergnügt sahen sie dabei aus!

Die Mutter bemerkte es und lächelte. „Sucht nur noch nichts zu morgen zusammen, fing sie an. Ich will euch einmal diese ganze Woche frey geben."

Die

Die Mädchen horchten hoch auf, und sahen ihre Mutter mit verlegenen und fragenden Blicken an, die zu sagen schienen: ist das wirklich Ernst, oder ist es nur Scherz?

„Ihr seht mich mit großen Augen an, fuhr die Mutter fort. Ich scherze nicht, ihr guten Kinder. Ich gebe euch die Erlaubniß, diese ganze Woche zum Spielen und zu eurem Vergnügen anzuwenden. Und zum Zeichen, daß es mein Ernst ist, euch diese Freude zu machen, bringe mir jede ihr Arbeitszeug her. Ich will es so lange verschließen, bis ihr es mir wieder abfodert.“

Wie heiterten sich jetzt die Gesichter der Mädchen auf! Wie viel Küße drückten sie der gütigen Mutter auf die Hand, auf den Mund, auf den Rock! Wie hüpften und sprangen sie in der Stube herum, und wie geschwind brachten sie alle ihr Arbeitszeug herbei!

Die Nacht verging ihnen unter süßen Träumen von ihrem Glücke. Der vierte Feiertag brach an, und früh um fünf Uhr waren alle drei schon in ihren Sonntagskleidern, und berathschlagten unter einander, wie sie den Tag über recht vergnügt sein wollten. Da hieß es: „den Vormittag wollen wir spielen, nach Tische diese und jene Freundin besuchen, gegen Abend spatzieren gehen, und den Abend hindurch wieder spielen!“

Der Vormittag verflog auch unter lauter Lust. Bald waren sie im Garten, und spielten Jagd oder Versteckens, bald war die Stube der Schauplatz ihrer Spiele. Aber mit dem Besuche bei einigen guten Freundinnen lief es schon nicht so fröhlich ab, wie sie vermuthet hatten. Wo sie hinkamen, wunderte man sich, sie so festtagsmäßig geputzt zu sehen; denn alles war mit

den gewöhnlichen Arbeiten beschäftigt, und an Spielen war da nicht zu denken.

Auch der Abendspatziergang gewährte ihnen die gehoffte Freude nicht, weil sie schon alle drei vorhergehenden Tage viel spatzieren gegangen waren. Am Abend waren sie zwar wieder einige Stunden bei ihren Spielen recht lustig; — aber sie wurden doch bald schläfrig dabei, und legten sich, nicht ganz zufrieden mit dem vergangnen Tage, zu Bette.

„Den folgenden Tag wollen wir schon vergnügter zubringen“ — dachten sie. Allein den folgenden Tag ging es noch trauriger her. Da waren sie des Spielens und Herumlaufens und des ewigen Nichtsthuns schon gegen Mittag so herzlich überdrüßig, daß sie die Mutter schon da um ihr Arbeitszeug gebeten haben würden, wenn sie nicht eine thörichte Schaam abgehalten hätte. Sie fürchteten nämlich, ausgelacht zu werden, weil noch nicht einmal zwei Tage von der frei gegebenen Woche ganz vorbei waren. Doch sie hatten das von ihrer guten verständigen Mutter nicht zu besorgen. Im Gegentheil hatte diese schon am ersten Tage nach dem Feste darauf gewartet, daß ihre Töchter kommen und sich etwas zu thun ausbitten würden. Ihr wars unbegreiflich, wie man nur einen einzigen Tag in lauter Müßiggang zubringen könnte, geschweige vier und mehr Tage.

Um so größer war ihr Vergnügen, als sie am fünften Feiertage an der Niedergeschlagenheit und Verdrüßlichkeit ihrer Töchter deutlich merkte, daß ihnen der Müßiggang zur unerträglichsten Last und die Arbeit zum dringendsten Bedürfniß zu werden anfing. Allein sie stellte sich mit Fleiß, als ob sie nicht das Geringste davon gewahr würde.

Nach Tische schlichen die drei Schwestern mißmüthig in den Garten. Jede ging für sich allein; aber zufällig trafen sie sich in einer Laube. Sie setzten sich, jede in einen Winkel, hingen die Köpfe, und sprachen kein Wort.

„Ach! — fing endlich die älteste nach langem Stillschweigen an — ach! ich bin heute auch gar nicht vergnügt!"

„Ich auch nicht! — Ich auch nicht!" seufzten die anderen Beiden.

„Hört, Schwestern, fuhr darauf die älteste fort, ich bin des müßigen Lebens überdrüßig; ihr ganz gewiß auch. Ich kann nicht länger ohne Arbeit leben. Ich dächte wir bäten die Mutter, daß sie uns unser Strick- und Nähzeug herausgiebt. Was meint ihr dazu?"

„Ach ja! Ach ja! Das wollen wir; und gleich, gleich!" riefen die beiden Andern, wie mit Einem Munde.

Nun liefen sie um die Wette. Jede wollte zuerst zur Mutter kommen.

„Nun, nun! Woher so hastig?" rief ihnen die Mutter freundlich entgegen.

„Unser Arbeitszeug! Unser Arbeitszeug, liebe Mutter!" stammelten die Mädchen, die sich ganz außer Athem gelaufen hatten.

„Ei, Kinder, erwiederte die Mutter, sich ganz verwundert anstellend; ihr scherzt wol nur? Es ist ja heute erst Donnerstag, und ich habe euch die ganze Woche frei gegeben. Ihr schienet es auch recht wohl zufrieden zu seyn. Wie kommts, daß ihr mich schon so bald um euer Arbeitszeug bittet?"

„Ach, liebe Mutter, die Zeit wird uns so lang!“ sagte die Jüngste mit niedergeschlagenen Augen.

Wir wissen vor Langeweile nicht, was wir anfangen sollen;“ setzte die Mittelste hinzu.

Und Spielen und Spatzierengehen macht uns kein Vergnügen mehr;“ sagte die Aelteste.

Die Thränen traten den armen Kindern in die Augen, als sie dieses sagten.

Da konnte sich die Mutter nicht länger halten. Auch sie mußte weinen, aber Freudenthränen, daß sie ihre liebevolle Absicht so gut erreicht hatte. Sie umarmte eine ihrer Töchter nach der andern, und sprach dann, indem sie ihnen das Arbeitszeug herausgab:

„Wie freue ich mich, meine Kinder, daß ihr nun aus eigner Erfahrung gelernt habt, wie lästig und unleidlich der Müßiggang und wie wohlthätig und wünschenswerth die Arbeit ist. Sagt selbst: ist euch jetzt nicht das Spatzierengehen, sind euch nicht eure liebsten Spiele zuwider geworden? Und warum? Weil ihr immer spieltet und spatzieren ginget. Unsere Vergnügungen müssen erst durch Fleiß und Arbeit gewürzt werden, wenn sie uns recht angenehm seyn sollen. Denkt an den gestrigen und heutigen Tag, wenn ihr jemals wieder Abneigung gegen die Arbeit fühlen solltet.“

„Das sollen Sie nie wieder sehen! Das soll nie wieder geschehen! Wir wollen immer mit Lust arbeiten!“ riefen die Mädchen, indem sie sich fröhlich über ihre Arbeiten hermachten.

Und von der Zeit an sahen sie die Arbeit nicht mehr als eine Last an, und konnten gar nicht mehr müßiggehen. Selbst in Gesellschaften nahmen sie allemal ihren Strickbeutel mit, und zwar nicht, wie manche andere Mädchen thun sollen, blos zur Schau. Ihr

Bei=

Beispiel reitzte auch andere. Und im Kurzen strickten die Mädchen in allen Gesellschaften, wo die Töchter der Frau Rudolphin hinkamen, so fleißig, als ob sie zu Hause wären.

Wie vortrefflich ist die Bescheidenheit!

Emma schien vor tausend anderen Mädchen zum Liebling des Glücks erkohren zu seyn. Sie war schön; ihr Wuchs schlank wie ein Rohr; ihr Gesicht wohlgebildet, und weiß und roth, wie Lilien und Rosen; ihre Augen himmelblau und immer heiter, ihr Haar blond und in langen Locken von ihren Schultern herabfließend.

Emma war die einzige über alles geliebte Tochter reicher und angesehener Eltern, welche jeden ihrer Wünsche zu befriedigen suchten. Sie hatte die prächtigsten und kostbarsten Kleider, konnte alle Tage in der Kutsche fahren, Schauspiele sehen und Bälle besuchen; kurz, sie konnte sich jedes Vergnügen verschaffen, das der Reichthum gewährt.

Emma hatte überdies noch andere Vorzüge, die unendlich mehr werth sind, als Schönheit und Reichthum. Es war ihr ein vortrefflicher Verstand und ein sehr glückliches Gedächtniß zu Theil geworden. Sie faßte und begriff alles sehr schnell, und was sie einmal gelernt hatte, das vergaß sie nicht leicht wieder. Besonders hatte sie eine bewundernswürdige natürliche Geschicklichkeit zu allen weiblichen Arbeiten und Geschäften. Spinnen, Stricken, Nähen, Kochen, Backen: alles dieses verstand Emma, und hatte dies alles spie-

lend

lend gelernt. Mit eben solcher Leichtigkeit erwarb sie sich mehrere andere Kenntnisse: von den verschiedenen Völkern, die auf der Erde gelebt haben, und noch leben; von merkwürdigen Thieren und Pflanzen, ausländischen sowol, als inländischen; von der Erde überhaupt und von der Lage und Beschaffenheit der Länder und Meere darauf. Ihre Geschicklichkeit und Fertigkeit auf der Harfe und dem Klavier nicht zu vergessen.

„Die glückliche Emma!" wird manche der jungen Leserinnen im Stillen sprechen.

Ja wol hätte Emma bei diesen seltnen Vorzügen ein sehr glückliches Mädchen seyn können; aber sie war es doch nicht. Es fehlte ihr an einer Eigenschaft, die allen anderen schönen und guten Eigenschaften und Vorzügen erst einen Werth für Andere giebt. Es fehlte ihr an — Bescheidenheit.

Emma war zu sehr eingenommen von sich selbst. Ueberall wollte sie ihre Vorzüge und Geschicklichkeiten sehen lassen, um damit vor allen anderen Mädchen hervor zu stechen. Nicht, daß sie andere Mädchen deswegen verachtet und das Gute derselben gering geschätzt hätte; dazu war Emma's Herz zu gut und unverdorben. Aber, wie gesagt, es fehlte ihr doch an der schönen Tugend, an der liebenswürdigen Bemühung, ihre Vorzüge mehr zu verbergen, als überall glänzen zu lassen.

Emma sprach sehr gern von dem Reichthum ihrer Eltern und von allen den kostbaren Sachen, die sie von ihnen erhalten hatte. In Gesellschaften mochten Mädchen ihres Alters — auch wol erwachsne Personen — sprechen, wovon sie wollten; Emma suchte sich einzumischen, um zu zeigen, wie klug und gut sie von allem zu sprechen wisse.

Ließ sich ein anderes Mädchen auf der Harfe oder dem Klaviere hören, so sah man Emma'n die Ungeduld an allen Mienen an. Sie ruhete nicht eher, bis sie jenes Mädchen ablösen konnte, und gab sich dann alle Mühe, der Gesellschaft zu zeigen, daß jene nur eine Stümperin gegen sie sei.

Die thörichte Emma! Sie brachte sich dadurch um alle Achtung und Liebe. Die Erwachsenen lächelten spöttisch und mitleidig, wenn sie gewahr wurden, wie sehr sich die eitle Emma hervordrängte, und unter den Mädchen, die mit Emma von gleichem Alter waren, hatte sie nicht eine einzige wahre Freundin.

Die Meisten sahen Emma's Vorzüge mit scheelen und neidischen Augen an, und einige Bessere, in deren edleren Herzen der Neid keine Wurzel fassen konnte, mochten doch nicht gern in Gesellschaft eines Mädchens seyn, das alle andere verdunkeln wollte. Ueberall zog man sich also vor ihr zurück, und begegnete ihr mit kalter Höflichkeit. Und doch schloß sich Emma so gern an. Ihr sonst gutes Herz bedurfte der Freundschaft. Und mit diesem freundschaftlichen Herzen überall zurückgestoßen zu werden — das war die größte Pein für Emma.

Oft saß sie Stundenlang allein auf ihrer Stube, und weinte und klagte über das Unglück, keine Freundin zu haben. Endlich war sie nicht mehr im Stande, ihren Kummer für sich allein zu behalten. Sie ging zu ihrer Mutter, schlang den Arm um ihren Hals, und brachte unter Weinen und Schluchzen die Worte hervor: „ach, liebe, liebe Mutter, ich bin ein recht unglückliches Mädchen!"

„Was ist dir denn, was fehlt dir denn, liebes Kind?" fragte die erschrockne Mutter.

„Viel,

„Viel, viel fehlt mir, fuhr die weinende Emma fort. Ich habe keine Freundin. Auch nicht eine einzige von meiner Bekantschaft liebt mich. Sie behandeln mich alle so kalt und zurückhaltend; keine ist zutraulich und zärtlich gegen mich. Und ich bin doch mancher von ihnen so gut, so herzlich gut!

Emma's Thränen floßen bei diesen Worten häufiger. Sie drückte ihr Gesicht in den Schooß ihrer Mutter.

„Emma, fing die Mutter an, indem sie ihre liebe Tochter vom Schooß aufhob, ihr die blonden Haare aus dem Gesichte strich, und die Thränen abtrocknete — „Emma, ich weiß ein Mittel, wodurch du dir viele Freundinnen und die Liebe und Achtung aller Menschen verschaffen kannst.“

Emma horchte auf; ihr Auge glänzte heller durch die Thränen; sie bat dringend um die Mittheilung dieses Mittels.

„Das Mittel heißt Bescheidenheit“ — fuhr die Mutter fort — Emma erröthete.

„Ich beschäme dich nicht gern, sagte die Mutter, aber ich muß dir sagen, es fehlte dir bisher an dieser liebenswürdigen Tugend. Anstatt deine Vorzüge zu verschleiern und dadurch dem Neide und der Mißgunst deiner Gespielinnen zu entgehen, suchtest du dich vielmehr bei jeder Gelegenheit hervor zu drängen und über Andere zu erheben. Dadurch fühlte sich jede Andere zurückgesetzt und gekränkt. Indem du die Augen und die Aufmerksamkeit Aller nur immer auf dich allein zogest, blieben die guten Eigenschaften deiner Gespielinnen unbemerkt. Gute Emma! du hast wahrscheinlich nie daran gedacht, sie zu kränken und zu beleidigen; aber du wirst selbst fühlen, daß so etwas kränken muß.

War

War es ein Wunder, daß man dich nicht liebte, dir nicht freundschaftlich begegnete?“

„O, Sie haben Recht, Sie haben Recht, beste Mutter! unterbrach sie Emma. Ich fühle, daß ich an allem schuld bin. Aber wie soll und kann ich denn meinen Fehler wieder gut machen?“

„Nun so höre denn, Emma, antwortete die verständige Mutter. Eben so gern wie du es siehst, wenn Andere das Gute, was du an dir hast, bemerken, schätzen und loben; eben so gern sehen das auch Andere. Sei also künftig recht aufmerksam auf alles Gute, Schöne und Lobenswürdige, was deine Gespielinnen an sich haben; bezeige deine Freude darüber, und lobe und bewundere alles, was nur irgend Lob und Bewunderung verdient. Du bist vielleicht prächtiger und geschmackvoller gekleidet, als alle Andere. Laß dir davon nie etwas durch Mienen oder Worte merken. Suche vielmehr ihre Aufmerksamkeit davon abzuziehen, und lobe die Kleider und den Geschmack Anderer.

Bittet man dich in Gesellschaften, auf dem Klavier, oder auf der Harfe zu spielen; so tritt zuweilen bescheiden zurück, und suche eine deiner Gespielinnen an das Klavier oder die Harfe zu bringen. Der freundliche Blick des Mädchens wird dir dafür danken.

Du hast viele feine Kenntnisse, die Andere nicht haben, weil sie keinen so guten Unterricht genossen. Suche sie ja nicht überall zu zeigen und mit deiner Klugheit und Geschicklichkeit zu prahlen. Das machte dich eben bisher verhaßt. Gieb vielmehr unvermerkt Anderen Gelegenheit, ihre Einsichten und Fertigkeiten zu zeigen.

Als vor einigen Tagen Besuch bei uns war, brachte die Tochter des Hofraths Horstig eine niedlich gearbeitete Landschaft hervor, die sie gestickt hatte, und

die sie dir und einigen anderen Mädchen in die Hände gab. Jeder der Anwesenden freute sich darüber, und lobte die feine Stickerei. Aber was thatest du? — Du schwiegest ganz still, und holtest aus deinem Zimmer deine schönste Stickerei, und brachtest sie zum Vorschein. Deine Arbeit war allerdings noch feiner und geschmackvoller, als jene; man bewunderte sie auch allgemein, da man jene nur gelobt hatte. Aber das Mädchen, das sich von dir so übertroffen sehen mußte, trat beschämt und gekränkt zurück, und sah dich den ganzen Abend mit keinem freundlichen Blicke wieder an. Emma! Emma, thue nie wieder etwas Aehnliches, wenn man dich lieben soll!

„Hüte dich besonders, von deiner Eltern Reichthum und deinen kostbaren Kleidern und Sachen zu sprechen. Ich habe mich allemal geschämt, wenn ich dich so prahlen hörte. Reichthum giebt uns noch gar kein Verdienst, und es ist lächerlich, sich etwas darauf einzubilden. Aber es ist auch sehr unklug, davon zu reden; denn man erregt dadurch Neid und Mißgunst. Und wer uns beneidet, kann uns nicht lieben."

Die gute verständige Mutter sprach noch lange und viel hierüber mit ihrer Emma. Kein Wort davon ging für die aufmerksame Emma verloren. Sie machte sogleich den Anfang, die Lehren und Regeln ihrer Mutter anzuwenden, und sah zu ihrer großen Freude sehr bald die schönen Früchte der Bescheidenheit.

Jedermann achtete sie nun höher, als vorher. Die besten, edelsten Mädchen bemüheten sich um Emma's Freundschaft, und Emma's Wunsch, geliebt zu werden, wurde im vollsten Maaße erfüllt.

Der Spaziergang vor dem Thore.

Die Frau Richardin, eine reiche und angesehene Kaufmannsfrau, ging einst mit ihrer Tochter Katharine, einem Mädchen von etwa zehn Jahren, in einer Allee vor dem Thore spazieren.

Es war Sonntags gegen Abend und sehr schönes Wetter. Die ganze Allee wimmelte von sonntäglich geputzten Menschen aus allen Ständen, die sich durch Lustwandeln im Freien und durch angenehme Gespräche vergnügen wollten.

Auch fehlte es nicht an Bettlern und Bettlerinnen, die sich hie und da den Spaziergängern in den Weg stellten, und, mit demüthiger Stimme und Gebehrde, um ein Almosen baten. Die Frau Richardin wurde ebenfalls von mehreren angesprochen, und ließ Niemanden mit leerer Hand von sich gehen.

Als sie wieder nach der Stadt zurück ging, näherte sich ihr ein ganz zerlumptes Bettelweib. Die Frau Richardin öffnete ihren Beutel, um der armen Frau eine Gabe zu reichen. Aber diese zog plötzlich die schon ausgestreckte Hand zurück, sah jener starr ins Gesicht, und rief nach einigen Augenblicken, mit über den Kopf zusammengeschlagenen Händen: „ach Gott! sie ist es, sie ist es!"

Die Frau Richardin gerieth über diesen Ausruf der Bettlerin in Verwunderung. Sie blieb stehen, und fragte, was jene Worte bedeuten sollten.

„Ach! antwortete die Bettlerin; kennen Sie mich denn gar nicht mehr? Sollten Sie sich nicht auf eine gewisse Charlotte Bosemannin besinnen?"

„Charlotte Bosemannin! — rief die Frau Richardin voll Erstaunen — die Tochter des reichen

Hofraths Bosemann in H.... — in diesem elenden Zustande? — Nicht möglich! Nicht möglich!"

Indessen sah sie der Bettlerin schärfer ins Gesicht, und erkannte endlich wirklich an einigen Zügen ihre alte Jugendfreundin Charlotte, in deren Hause zu H... sie ehedem manche frohe Stunde zugebracht hatte.

Sie nahm die arme zerlumpte Frau mit sich nach Hause; ließ sie ihre alten Lumpen ausziehen und wegwerfen, sich waschen und reinigen, und gab ihr dann einen vollständigen Anzug von ihren eignen Kleidern.

Von Schaam und Dankbarkeit niedergebeugt, erschien diese nun vor ihrer alten Freundin, die sie neben sich niedersetzen ließ, und mit dem Besten, was sie im Hause hatte, bewirthete.

Als sie gegessen und getrunken hatte, dankte sie der Frau Richardin aufs demüthigste. Sie wollte ihr die Hand küssen, aber Jene gab es nicht zu, sondern reichte ihr den Mund hin.

Gerührt durch diese gütige Behandlung, fing Charlotte (so wollen wir die arme Frau jetzt nennen) an zu weinen.

„Ach Gott! — sagte sie unter unaufhörlichen Thränen — ach Gott! wenn ich an die vorigen Zeiten denke! — Wer hätte es damals geglaubt, daß ich einst von meiner Freundin Louise würde Wohlthaten von dieser Art annehmen müssen!" — Sie schluchzte laut, als sie dieses sagte, und konnte erst nach einigen Minuten fortfahren: „Aber sagen Sie mir, ich bitte Sie, wie sind Sie in diese glücklichen, beneidenswerthen Umstände gekommen? Ich weiß nur, daß Sie, als eine vater- und mutterlose Waise, von H..... weggingen. Ich glaube, Sie waren damals kaum vierzehn Jahr alt."

„So

„So alt wär ich gerade, als ich hieher kam; antwortete die Frau Richardin. Ich vermiethete mich hier bei meinem jetzigen Schwiegervater, mit dem ich weitläuftig verwandt war. Er hatte zwei Jahre vorher seine Frau verloren. Es waren, außer einem schon erwachsenen Sohne, noch zwei kleine Kinder da, ein Knabe von sieben und ein Mädchen von fünf Jahren. Ich mußte nicht nur die Küche besorgen, sondern auch die Aufsicht über diese Kinder führen. Sie wissen, daß ich mir von meinem zehnten Jahre an ein Vergnügen daraus machte, kleinere Mädchen im Stricken, Spinnen, Lesen und dergleichen zu unterrichten. Ich bemühte mich also, auch für diese Kinder mehr, als Aufwärterin, zu seyn; ich suchte sie zu erziehen und zu bilden, und lehrte sie lesen, schreiben und rechnen, so gut ichs selbst verstand. Zur Besorgung der Küche und eines Hauswesens überhaupt hatte mich meine selige Mutter, wie Ihnen bekannt seyn wird, ebenfalls sehr ernstlich angehalten. Es wurde mir also bei meiner angebornen Liebe zur Thätigkeit eben nicht schwer, auch diese häuslichen Geschäfte zur Zufriedenheit meines Herrn zu verrichten. In Kurzem gewann ich seine Liebe so, daß er mich als seine Tochter ansah und behandelte. Der älteste Sohn des Hauses, der seinem Vater die Handlung führen half, bot mir nach einigen Jahren, mit Bewilligung und sogar auf Anrathen des Vaters, seine Hand an, und ich führe nun schon seit elf Jahren mit ihm die vergnügteste Ehe. Das ist meine ganze Geschichte, seitdem wir uns nicht gesehen haben. Sie sehen, mein ganzes Glück ist unverdient; ich danke der göttlichen Fürsehung, die mich so gütig führte, alles.“

„O nicht unverdient, nicht unverdient! unterbrach sie Charlotte. Ihrer Arbeitsamkeit und Ihrem Fleiße haben Sie, wo nicht alles, doch das meiste zu verdanken. Ach! warum habe ich mich doch in meiner Jugend nicht auch dazu gewöhnt! Warum bin ich den Ermahnungen meiner Eltern, und dem Rathe meiner jungen Freundin nicht gefolgt! Ich erinnere mich noch recht gut daran, daß Sie mich oft von meinen Puppen und immerwährenden Spielereien abbringen wollten, und zu nützlichen Geschäften antrieben. Aber ich elende Müssiggängerin blieb unverbesserlich. O was war immer für ein großer Unterschied unter uns beiden Mädchen! Sie brachten einmal, während der Abwesenheit meiner Eltern, acht Tage in unserm Hause zu. Meine Mutter wollte nur, daß Sie mir in meiner Einsamkeit Gesellschaft leisten sollten. Aber Sie betrieben dabei unsere ganze Hauswirthschaft. Ich Faulenzerin lag noch in den Federn, wann Sie schon mehrere Stunden gewirthschaftet und gearbeitet hatten. Indeß ich hernach den ganzen Tag mit meinen Puppen tändelte, waren Sie keinen Augenblick müßig. Bald saßen Sie am Rade oder am Nähtisch; bald ließen Sie meinen kleinen Bruder buchstabiren und lesen, bald sahen Sie nach dem Gesinde. Ich habe hernach, mehr als tausendmal, mit Schaam und Selbstvorwürfen, an jene acht Tage gedacht. Wie viel hätte ich da von Ihnen lernen können! Es ist mir noch unbegreiflich, daß Ihr Beispiel mir damals keine Lust zum Fleiß und zur häuslichen Thätigkeit eingeflößt hat. Ich sah doch das Belohnende des Fleißes an Ihrer immerwährenden stillen Heiterkeit und Zufriedenheit vor Augen; ich hörte doch die schmeichelhaften Lobsprüche, die ihnen meine Mutter gab, als sie wieder zurückgekommen war, und das

ganze Hauswesen in der schönsten Ordnung fand. Aber meine abscheuliche Trägheit machte mich blind und taub und unempfindlich gegen Lob und Tadel."

Charlotte fing jetzt wieder an so heftig zu weinen und zu schluchzen, daß sie eine ganze Weile inne halten mußte.

Dann fuhr sie fort: „Verzeihen Sie, beste Frau Richardin, daß ich solche Umschweife nehme, ehe ich zur Erzählung meines Schicksals komme. Ich will mich nun desto kürzer fassen."

„Sie mochten ungefähr vier Jahr von H..... weg seyn, als ich an einen reichen Gutsbesitzer verheurathet wurde, der mich offenbar blos meiner nicht ganz häßlichen Gestalt und meines Vermögens wegen zur Frau nahm. Denn Jedermann in H..... hätte ihm sagen können, daß ich nicht das mindeste von Haus- und Feldwirthschaft verstand, und gar nicht zur Arbeit und Betriebsamkeit erzogen war. Meine Eltern mochten es auch wol meinem Manne offenherzig gestanden haben, daß ich nicht zu einer Wirthschafterin taugte. Mein Mann hatte anfangs viel Geduld mit mir. Er hielt eine Haushälterin, und bat mich nur, auf dieselbe Acht zu geben, damit sie nichts veruntreuen könnte, und damit ich selbst nach und nach mit den Wirthschaftsangelegenheiten bekannter werden möchte. Allein ich that auch das nicht. Ich setzte mein bisheriges müßiges Leben in allen Stücken fort. Früh um acht Uhr trank ich den Kaffee im Bette, stand gegen neun Uhr auf, und brachte die übrige Zeit bis zum Mittagessen mit dem Ankleiden zu, wobei mir noch eine Hausmagd helfen mußte. Nach Tische folgte eine Mittagsruhe von ein bis zwei Stunden; dann wieder Kaffee; dann ein kleiner Spatziergang, oder eine Spatzierfahrt;

dann wurde das Abendessen verzehrt, und kurz darauf ging es zu Bette. Doch wozu beschreibe ich Ihnen das? Sie wissen, wie ich es ehemals, zu Hause bei meinen Eltern, machte."

„Die Haushälterin und das Gesinde machten indeß, was sie wollten. Jeder sorgte für seinen eigenen Nutzen, und ließ es übrigens gehen, wie es gehen wollte. Die innere Wirthschaft brachte also fast gar nichts ein. Dazu kamen Unglücksfälle. Durch die Sorglosigkeit und Unordnung der Mägde kamen wir um mehrere Stück Rindvieh. Bald darauf raffte uns eine Viehseuche, der durch Vorsicht und Sorgfalt vielleicht vorzubeugen gewesen wäre, fast alles übrige Vieh weg."

„Mein Mann ward immer kälter gegen mich; doch behandelte er mich noch ziemlich gut, weil er von Zeit zu Zeit Unterstützung an Gelde von meinem Vater erhielt."

„Ich komme nun zu der traurigen Begebenheit, mit der meine Leiden angingen."

„Im vierten Jahre nach meiner Verheirathung verlor ich meinen Vater und mit ihm alles. Sie wissen vielleicht noch, daß mein Vater sein ganzes beträchtliches Vermögen in einer der größten Handlungen in H..... stehen hatte. Diese Handlung schlug um, und machte einen völligen Bankerut. Meines Vaters gesammtes Vermögen war also verloren. Der Schlag rührte ihn bei dieser Nachricht; er starb wenige Tage darauf."

„Von der Zeit an begegnete mir mein Mann härter. Er schaffte die Haushälterin ab, und kündigte mir im ernstlichsten Tone an, daß ich nun alle Geschäfte derselben übernehmen müsse. Aus Furcht vor noch härterer Behandlung suchte ich meine Trägheit

zu bezwingen; ich griff wirklich Einiges an; aber ich ermüdete bald wieder. Mein Mann suchte mich mit bittern Vorwürfen und endlich sogar mit Schlägen zum Fleiß zu nöthigen. Auch das war vergebens, und bewirkte nichts weiter, als daß ich heimlich einige Sachen einpackte, und Mann und Haus verließ."

„Das mochte ihm aber gerade recht seyn. Er bekümmerte sich nicht weiter um mich, noch um den Ort meines Aufenthalts. Nach drei Vierteljahren erhielt ich einen Scheidebrief und siebenhundert Thaler. Ich hatte ihm zwar mehr, als viermal soviel zugebracht; allein da mein Mann durch meine Nachlässigkeit in Armuth und Schulden gerathen war, so hatten die Richter entschieden, daß ich nur siebenhundert Thaler herausbekommen sollte."

„Ich miethete mir darauf eine Stube in einem kleinen Landstädtchen, um da wohlfeiler leben zu können. Aber wie bald gehen einige hundert Thaler auf, wenn man nichts durch eignen Fleiß dazu verdient, und, wie ich, aus Ungeschicklichkeit nichts dazu verdienen kann! Nach zwei Jahren und etwas drüber hatte ich mein Geld verzehrt, und mußte am Bettelstabe aus meinem bisherigen Wohnorte gehen."

„Ich hätte nun wol meine reichen Anverwandten um Unterstützung bitten können; aber ich schämte mich, ihnen unter die Augen zu treten. Es blieb mir also kein anderer Ausweg übrig, als von der Mildthätigkeit Anderer, von Betteln, zu leben. Gern hätte ich mich für geringen Lohn vermiethet, aber wie bald würde man mich träges und zu aller Arbeit unbrauchbares Geschöpf mit Schimpf und Schande wieder fortgejagt haben!

„Was ich die Zeit her gelitten und ausgestanden habe, kann und mag ich Ihnen nicht beschreiben. Das Gefühl: du hast dein Unglück selbst verschuldet! brachte mich oft der Verzweiflung nahe. Doch wozu diese traurigen Erinnerungen? Gott hat mir ja so ganz unerwartet in meiner alten Jugendfreundin einen Engel zugeschickt, dessen wohlthätige Hand ich jetzt mit Innbrunst an mein Herz drücke."

Charlotte drückte bei diesen Worten die Hand der Frau Richardin an ihre Brust, und benetzte sie mit Thränen.

Die kleine Katharine hatte, während Charlottens Erzählung, mit der größten Aufmerksamkeit neben ihr gesessen, und ihre Theilnahme bald durch Seufzen bald durch Thränen an den Tag gelegt. Als Charlotte ihre Erzählung endigte, stand Katharine von ihrem Stuhl auf, umschlang ihre Mutter, und verbarg schluchzend das Gesicht an ihrem Busen. „O verzeihen Sie, beste Mutter! Ich habe Ihnen bisher nicht glauben wollen. Aber wie will ich nun so fleißig seyn!" sagte sie leise zu ihrer Mutter.

„Wohl dem, erwiederte diese, der sich durch das Beispiel Anderer warnen läßt!" und drückte ihre Tochter mit mütterlicher Zärtlichkeit an sich.

Katharine hatte sich nämlich bisher, trotz der dringendsten Bitten und Ermahnungen ihrer Mutter, nicht zum Fleiß und zur Arbeitsamkeit gewöhnen können. Sie hatte es nicht glauben wollen, wenn ihr diese von dem Elende gesagt hatte, das der Trägheit und dem Müßiggange, wie ein Schatten, nachfolgt. Charlottens Geschichte hatte sie belehrt, wie wahr dies sey.

Katharine ward von dem Tage an das fleißigste und arbeitsamste Mädchen, und ganz das treue Bild

ihrer Mutter. Wenn ihr irgend eine Arbeit lästig und beschwerlich zu werden anfing, so durfte sie nur an Charlotten denken; und dann arbeitete sie mit Lust.

Auch ging es ihr in der Folge sehr wohl, und das Glück schien sie auf allen Schritten zu begleiten.

Was ward aber noch aus Charlotten?

Das arme Weib hätte gewiß im äussersten Elende verschmachten müssen, wenn die Fürsehung ihr nicht die gute Frau Richardin entgegengeführt hätte.

Diese gab sich Anfangs viele Mühe, um Charlotten zu mancherlei weiblichen Arbeiten und Geschäften brauchbar zu machen. Doch bei ihr war das Müssiggehen zur andern Natur geworden. Sie wollte wol fleißig und thätig seyn, sie wollte wol etwas lernen; aber es war zu spät: sie war schon zu alt.

Indeß behielt die gute Frau Richardin sie aus Mitleiden dennoch bei sich, und gab ihr bis ans Ende Gnadenbrod, ob ihr gleich Charlotte wenig oder nichts nützen konnte.

Der Kinderball.

„Wir dürfen doch morgen Abend auch mit zum Balle gehen?“ sagten Lisette und Dorchen mit bittender Stimme und Miene zu ihrer Mutter.

„Das will ich euch recht gern erlauben; antwortete die Mutter. Ihr wißt, daß ich euch jedes unschuldige Vergnügen verstatte, besonders wenn ihr euch vorher gut betragen habt. Und ich bin zeither zufrieden mit euch gewesen.“

Da blitzten die Augen der Mädchen vor Freude; da drückten sie unzählige Küsse auf die Hände der guten,

lieben Mutter; da sprangen und hüpften sie fröhlich in der Stube umher.

„Aber nun muß ich euch auch noch an etwas sehr Nöthiges erinnern; fuhr die Mutter fort. Ihr wollt doch gewiß anständig und gut gekleidet auf dem Balle erscheinen. Und da giebt es vorher noch so Manches zu thun. Euere weißen Kleider müssen gewaschen und geplättet werden. Du, Lisette, mußt dir eine neue Leibschnur klöppeln, denn die alte taugt nichts mehr; auch sollten deine seidenen Handschuhe gewaschen werden. Und du, Dorchen, mußt deine Schuhe einfassen und neues Band auf den Basthut setzen. Wer das alles morgen Abend nicht fertig hat, der darf nicht mit zum Balle gehen."

Lisette und Dorchen sahen sich unter einander an, sahen die Mutter an; sie hatten nicht erwartet, daß es so vieler Zurüstungen zum morgenden Balle bedürfe.

Die Mutter bemerkte ihr Mißvergnügen und ihre Verlegenheit.

„Nun, fing sie an, was steht ihr so traurig da? Fürchtet ihr euch denn vor der wenigen Arbeit? Geht nur frisch daran; so könnt ihr morgen Nachmittag um zwei oder drei Uhr mit allem fertig seyn. Säumen dürft ihr freilich auch nicht; es ist heute schon vier Uhr, und die Kleider müssen noch heute gewaschen werden, wenn sie morgen zu rechter Zeit trocken seyn sollen. Ich könnte euch wol helfen; aber ich will es diesmal aus guten Ursachen nicht thun. Ihr sollt euch das morgende Vergnügen durch Fleiß verdienen; und es wird euch dann noch einmal so angenehm seyn."

Mit diesen Worten ging die Mutter hinaus nach ihren Geschäften, und ließ die beiden Mädchen allein.

Lisette setzte sich an den Tisch, und stützte den Kopf auf die Hand.

„Willst du mit kommen, Schwester? sagte Doris; — ich hole mein Kleid.“

„O geh nur, geh! antwortete Lisette verdrüßlich; was hilfts, wenn ich auch gleich anfangen wollte? Ich werde ja doch nicht fertig.“

Doris erinnerte Lisetten noch einmal an das, was die Mutter gesagt hatte. Da es aber nichts helfen wollte, so ging sie fort.

Hurtig machte sich nun unser Dorchen an die Arbeit. Es wurde Wasser zum Brühen angesetzt; dann holte sie ein kleines Faß mit kaltem Wasser, und weichte das Kleid ein. Nach zwei bis drei Stunden war das Kleidchen so schneeweiß gewaschen, daß sie alle ihre Freude daran hatten.

Die ernstlichen Worte der Mutter: wer das alles morgen Abend nicht fertig hat, darf nicht mit zum Balle gehen! die in Lisettens Ohren unaufhörlich nachtönten, hatten diese unterdeß doch auch aus ihrer Unthätigkeit geweckt.

Sie fing an, eine seidene Leibschnur zu klöppeln. Das Kleid und die Handschuhe wollte sie den folgenden Morgen ganz früh waschen.

Schon war die Leibschnur zur Hälfte geklöppelt; — da kam Doris fröhlich in die Stube gehüpft, und fragte die Mutter, wo sie ihr weißes Kleid aufhängen sollte. Die Mutter ging mit Dorchen in eine Stube, wo ein Kaminfeuer angezündet werden konnte.

Lisette hörte kaum, daß ihre Schwester schon mit dem Waschen fertig war, so warf sie vor Aerger und Ungeduld Schnur und Klöppel auf die Seite, fing laut

laut an zu weinen, ging in die Kammer, und kam den ganzen Abend nicht wieder heraus.

Die kluge Mutter that indeß, als ob sie Lisetten gar nicht vermißte, und ihre Unart nicht bemerkte. Sie mag durch Schaden klüger werden; dachte sie.

Die gute Doris, die ihre Schwester sehr zärtlich liebte, erbot sich, Lisettens Kleid und Handschuhe noch diesen Abend selbst zu waschen. Die Mutter lobte und küßte sie für dieses schwesterliche Anerbieten; allein wir wissen schon, warum sie es nicht zugeben mochte.

Doris arbeitete also noch etwas für sich. Sie faßte ihre Tanzschuhe ein, und würde auch den Basthut noch diesen Abend vorgenommen haben, wenn es nicht schon zu spät gewesen wäre, um Band dazu vom Kaufmann zu holen.

Am folgenden Morgen stand Doris schon am Tische, und plättete ihr weißes Kleid, als Lisette erst aufstand.

Der Anblick des weißen Kleides erinnerte Lisetten so lebhaft an den Ball, daß sie sich auf der Stelle entschloß, nun noch einen ernstlichen Versuch zu machen, ob sie nicht vor Abends alles in den Stand setzen könnte.

Sie fing an zu waschen, und würde vielleicht noch mit allem, was zu thun war, fertig geworden seyn, wenn der Gedanke: du hast nur noch so und so viel Zeit und in dieser kurzen Zeit entsetzlich viel zu vollenden; sie nicht ungeduldig gemacht hätte.

Gewaschen war endlich das Kleid nach einigen Stunden. Aber wie sollte es nun so geschwinde trocknen?

Lisette wollte es mit der heißen Platte zwingen. Und dabei war sie so hastig und so ängstlich, daß sie, ehe

ehe sie sichs versah, ein großes Loch in das schöne weiße Kleid brannte, und nun die Hoffnung, an dem gehofften Vergnügen mit Theil zu nehmen, ganz aufgeben mußte.

Gegen Abend kamen einige Mädchen aus der Stadt, um Lisetten und Doris zum Balle abzuholen.

Wie ärgerte sich, wie weinte da Lisette, als sie zu Hause bleiben und den schön gekleideten Mädchen nachsehen mußte!

Gesundheit ist besser als leckere Kost.

Ein paar Stunden von Hamburg wohnte auf einem ansehnlichen Rittergute Herr Reinhold. Hier lebte er mit seiner Familie, die aus seiner Frau und zwei liebenswürdigen Kindern bestand, sehr glücklich. Herr Reinhold war reich; aber er führte bei allem seinem Reichthume doch eine ganz einfache Lebensart, weil er gern gesund und zu Geschäften aufgelegt bleiben wollte.

Eben so erzog er seine beiden Kinder, Gustav und Therese. Sie wurden sehr leicht und in wohlfeiles Zeug gekleidet! statt des Kaffees und andrer hitzigen Getränke bekamen sie nichts, als Milch und Wasser, und bei Tische fanden sie nur lauter ländliche Gerichte, welche den Gaumen nicht zu unmäßigem Genuß reizten, aber dem Körper eine desto zuträglichere Nahrung gaben.

Gustav mußte in jeder Witterung mit ihm aufs Feld gehen, und im Sommer täglich ein paar Stunden im Garten arbeiten, wobei der Knabe groß und stark ward, und nichts von Husten und Schnupfen und

ähnlichen Zufällen wußte; denn er konnte jede rauhe Luft und Wind und Wetter vertragen.

Theresens Erziehung war fast die nämliche. Auch sie mußte im Hause, in der Küche und im Garten arbeiten, und schloß sich gewöhnlich mit an, wenn der Vater Gustaven mit auf's Feld nahm. Man würde aber auch weit und breit vergebens nach einem so gesunden, frischen Mädchen und nach einer so guten Fußgängerin gesucht haben, wie Therese war.

Daß Therese bei dieser Lebensart sich glücklich fühlte, sah man an ihren immer hellen Augen, an ihrem heiteren Lächeln, an ihrem Springen und Hüpfen. Aber ein Zufall änderte dies.

Eines Tages erhielt Herr Reinhold von dem Bruder seiner Frau, einem reichen Kaufmanne, der über 40 Meilen von ihnen entfernt wohnte, einen Brief.

Herr Reinhold brach ihn auf, und las; und indem er las, zitterte seine Hand vor Freude, und sein ganzes Gesicht erheiterte sich. Er lief gleich zu seiner Frau.

„Eine sehr angenehme Neuigkeit!“ rief er ihr entgegen, „dein Bruder hat geschrieben. Er zieht nach Hamburg. Da ist der Brief, lies selbst!“

Die Frau Reinholdin konnte und mochte vor Freude gar nicht erst lesen, was sie schon von ihrem Manne gehört hatte. Hernach las sie den Brief aber doch ein=, zwei=, dreimal durch. Die liebe Nachricht kam ihr so unerwartet; sie konnte es noch gar nicht glauben, daß sie ihren Bruder, von dem sie so lange getrennt gewesen, wieder sehen und so nahe bei ihm wohnen sollte.

Sie

Sie umarmte ihren Mann; sie rief ihre Kinder, sie sagte ihnen, daß der Onkel bald nach Hamburg ziehen werde.

Da entstand ein Jubel unter diesen. „Ach der Onkel, der Onkel! rief Gustav und die kleinen Vettern, Johann und Adolph!“

„Und die kleinen lieben Muhmen!“ rief Therese.

Herr Albert, so hieß der Onkel, war den beiden Kindern sehr lieb, ob sie ihn gleich noch nie gesehen hatten; denn er hatte ihnen öfters artige Geschenke gesandt. Aber noch lieber waren ihnen doch seine vier Kinder, die nach Herrn Alberts Briefen, mit ihnen ungefähr gleiches Alters seyn mußten. Sie hatten sich einander schon oft durch ihre Väter herzlich grüßen lassen. — Und diese kleinen Vettern und Muhmen sollten nun nach Hamburg ziehn! — das war eine Freude für Gustaven und Theresen!

„Wenn sie doch schon da wären!“ hieß es nun täglich. Aber es kam erst noch ein Brief, und es verging fast ein halbes Jahr, ehe sich Alberts sehen ließen. Denn Herr Albert hatte nicht eher mit seinen Geschäften fertig werden können.

Endlich kamen die sehnlich Erwarteten und zwar zuerst zu Reinholds, wo sie auch ein paar Tage blieben. Man kann sich die gegenseitige Freude schon denken. Herr Albert und seine Schwester, und eben so Herr Reinhold, hatten sich in 13 Jahren nicht gesehen; die beiden Schwägerinnen sahen sich zum ersten male, und lernten zugleich ihre beiderseitigen Kinder kennen. Da gab es soviel zu erzählen und zu schwatzen, daß zwei Tage vergingen, ohne daß sie wußten, wie.

Die

Die Kinder hatten sich indessen so sehr an einander gewöhnt, daß die Trennung sehr schwer ward, und daß sie sehr verdrießlich darüber waren, als Herr Albert beim Abschiede sagte: „nun vergeßt es nicht! heute über 4 Wochen erwarte ich euch bei mir in Hamburg. Da bin ich auf jeden Fall mit meiner häuslichen Einrichtung fertig.“ — Erst nach 4 Wochen! — Das war sowol Alberts als Reinholds Kindern sehr ungelegen.

Die 4 Wochen vergingen; der bestimmte Tag kam, und Herr Reinhold fuhr mit seiner Frau in die Stadt, ohne daß Gustav und Therese mitgenommen wurden. Sie mußten, wie allemal, wenn ihre Eltern verreisten, zu Hause bleiben und auf das Gesinde Achtung geben.

Herr Albert und seine Frau bedauerten es sehr, daß die lieben Kleinen nicht mitkamen; und die Kinder fingen an zu weinen, als sie die Tante und den Onkel allein, ohne Gustaven und Theresen, aus der Kutsche steigen sahen.

„Nun seid nur ruhig, sagte die Frau Reinholdin, indem sie die beiden Mühmchen an die Hand nahm, seid nur ruhig! Noch in dieser Woche komme ich einmal mit Theresen auf einen ganzen Tag zu euch.“

„Und ich in der nächsten Woche mit meinem Gustav; alle auf einmal können wir nicht abkommen;“ fügte Herr Reinhold hinzu. Das beruhigte die Kleinen sehr.

Herr und Frau Reinhold fanden Alberts ganz vortrefflich eingerichtet. Doch hatte sich Herr Albert noch kein eignes Haus kaufen können, weil er keins bekommen konnte, wie er es wünschte. Indessen hatte er ein ganzes großes Unterstockwerk gemiethet, und

alle

alle Zimmer mit dem kostbarsten Hausgeräthe versehen. Er bewirthete Reinholds aufs prächtigste, und ließ sie vor Abends nicht wieder fort.

„Viel tausend Grüße an Gustaven und Theresen!" riefen Alberts Kinder, als Reinholds in den Wagen stiegen — „Und sie sollten recht bald herkommen!"

Eben so herzlich erkundigten sich Gustav und Therese nach ihren Vettern und Muhmen in der Stadt, sobald die Eltern nur wieder in die Stube traten. Und wie freute sich Therese, als ihre Mutter sagte: „übermorgen, wenn gutes Wetter ist, gehen wir beide nach Hamburg!"

Gustav aber stand traurig da, bis ihn der Vater mit den Worten tröstete: „in den ersten Tagen der künftigen Woche gehen wir."

Der folgende Tag ward Theresen sehr lang. Die Sonne war noch nicht aufgegangen; da stand sie am nächsten Morgen schon auf, und sah nach dem Wetter. Der heitere schöne Morgenhimmel versprach einen herrlichen Tag. Therese weckte die Mutter, weckte alles im Hause. Um 6 Uhr stand sie schon fertig angezogen da. Bald darauf machte sie sich, in Gesellschaft ihrer Mutter, auf den Weg nach Hamburg zu.

Nach zwei Stunden waren sie schon bei Alberts, wo sie mit Jubel empfangen wurden.

Therese glaubte in eine neue Welt zu treten, als sie das schöne Haus, die prächtigen Zimmer und alle die kostbaren Sachen sah, die ihr überall in die Augen fielen. Sie ließ sich in allen Zimmern umherführen, und fand immer mehr zu bewundern und anzustaunen.

Unterdessen war der Mittag herangekommen. Es kam ein gutgekleidetes Kammermädchen, und nöthigte

Theresen und die jungen Alberts zur Tafel zu kommen.

Zwei Flügelthüren öffneten sich; Therese wurde in einen prächtigen hohen Saal geführt. Ein blitzender Kronleuchter hing von der Decke herab; die Fenstergardinen waren von grünem Taffet; und eine Tafel stand in der Mitte, so reich mit duftenden, lockenden Speisen besetzt, daß Therese sich zu einer ihrer jungen Muhmen wandte, und sie leise fragte, ob denn heute noch mehr Gäste kämen.

Man setzte sich, und ließ es sich sehr gut schmecken. Nur Therese wollte erst nicht recht daran. Die Gerichte waren alle so künstlich zubereitet und so reichlich mit Gewürzen versehen, daß Theresens einfacher Geschmack Anstoß daran fand. Nach und nach fing es ihr aber doch an zu schmecken, und sie aß diesmal mehr, als sie jemals gegessen hatte.

Gleich nach dem Essen wurde Kaffee und Schokolate aufgesetzt. Nach vielem Nöthigen und wiederholtem Kosten lernte Therese auch diese ungewohnten Getränke mit Vergnügen trinken. Dann holten die kleinen Muhmen eine Menge prächtiges Spielzeug herbei, und vertrieben Theresen damit die Zeit aufs angenehmste. Theresen war noch kein Tag in ihrem Leben so geschwind vergangen, als dieser.

Zu ihrer großen Freude ließ sich die Mutter bis an den Abend halten. Als aber gegen 8 Uhr der Mond aufging, brach die Frau Reinholdin plötzlich auf. Alberts baten sie, bei ihnen zu übernachten. Allein sie entschuldigte sich mit ihrer Wirthschaft. Ihr Bruder bot ihr den Wagen an; doch sie lehnte auch dieses Anerbieten ab, und gab lächelnd zur Antwort: „glaubst du denn, Bruder, daß wir Landleute so schlecht zu

Fuße sind, als ihr Städter? Ich muß dir sagen, daß ich, bei solchem guten und angenehmen Wege und bei so herrlichem Mondschein, lieber gehe, als fahre. Uebërdies glaube ich, daß man sich an das Fußreisen gewöhnen muß, um das Fahren entbehren zu können, weil man nicht immer Gelegenheit dazu hat."

Beim Abschiede, der Theresen außerordentlich schwer ward, mußten Mutter und Tochter versprechen, recht bald wieder zu kommen.

Als unsere beiden Fußgängerinnen vor die Stadt kamen, und Therese, die sonst eben nicht still war, noch immer kein Wort gesprochen hatte, — fing die Frau Reinholdin an: „aber Mädchen, du scheinst ja auf einmal stumm geworden zu seyn; ich sehe, du hängst gar den Kopf. Freuest du dich denn nicht, daß wir bald wieder nach Hause zum Vater und zu Gustaven kommen? — Du wärest wol lieber bei Alberts geblieben?"

„Ach ja! antwortete Therese; bei Alberts ist es sehr schön. Ich möchte wol immer da wohnen!"

„Nun, wenn das dein einziger Wunsch ist, versetzte die Mutter; der kann leicht erfüllt werden. Du kannst den ganzen Winter über in der Stadt seyn; ich nehme dafür Antonien aufs Land. Mein Bruder sprach ohnehin schon heute davon."

Therese lebte nun auf einmal wieder auf. Vorher war sie ganz langsam neben der Mutter hergeschlichen; jetzt tanzte sie voran.

„Ach Gustav, Gustav! — rief sie ihrem Bruder, beim Eintritt in ihr Haus, entgegen — bei Alberts da ists schön! Und die Mutter hat mir erlaubt, den ganzen Winter da zuzubringen. Da mußt du mich auch besuchen; da will ich dir herrliche Sachen

 zeigen,

zeigen, will mit dir spatzieren fahren und auf Maskeraden und Bälle und in die Komödie gehen. Das wird ein Leben seyn, liebes Brüderchen!"

Nun ging es zum Vater: „Die Mutter hat mir erlaubt, diesen Winter in der Stadt bei Alberts zuzubringen; Antonie soll dafür herausziehen. Sie erlauben es doch auch, lieber Vater?"

Herr Reinhold bewilligte es.

Den Tag darauf schrieb die Frau Reinholdin an ihren Bruder, und nach drei Tagen brachte Herrn Alberts Wagen Antonien, und holte Theresen ab.

Therese wurde sehr freundlich empfangen. Sie bekam eine eigne Stube und ein eigenes Mädchen zu ihrer Bedienung. Ida, Alberts jüngste Tochter, brachte ihr die Hälfte ihres schönen Spielzeugs, und war immer mit ihr zusammen.

Therese glaubte in einem Himmel zu seyn. Hier gab es keine Arbeit und lauter Vergnügen und Bequemlichkeit.

Des Morgens wurde ihr der Kaffee vor das Bett gebracht. Dann kam das Dienstmädchen, und half sie ankleiden. Bald darnach folgte ein Frühstück, das aus herrlichem Gebacknen bestand. Hierauf wurde bis zu Mittage gespielt, oder Besuch angenommen, bis man zu Tische rief, wo sechs bis sieben Schüsseln dufteten. Nach Tische erschien wieder Kaffee oder Schokolate. Hernach wurde Besuch abgestattet oder spatzieren gefahren. Des Abends ging es entweder in die Komödie, oder zu einem glänzenden Balle, oder in eine angenehme Gesellschaft.

Das neue Leben gefiel unserer Therese so sehr, daß sie gar nicht nach Hause dachte, noch weniger sich nach Hause sehnte.

Was nun Antonien betrifft, die an Theresens Stelle aufs Land gezogen war, so wollte ihr Anfangs der Tausch gar nicht gefallen. Man gewöhnt sich nur mit Mühe an Arbeit und einfache Kost, wenn man vorher ein ganz bequemes und müßiges Leben führte, und an eine köstliche Tafel gewöhnt war. In den ersten 8 Tagen sehnte sich Antonie mehr, als hundertmal nach der Stadt zurück; ob sie es gleich ihrer Tante aus Höflichkeit nicht gestehen wollte.

Allein nach und nach fand sie doch Geschmack an der einfachen ländlichen Lebensart. Sie durfte zwar nicht mehr bis um 8 Uhr oder noch länger schlafen, sondern mußte noch vor 6 Uhr mit ihrer Tante aufstehen; aber desto heiterer war sie den ganzen Tag. Sie fand hier weder Kaffee, noch Schokolate, sondern früh und Nachmittags ein paar Tassen warme Milch, und genoß überhaupt eine ganz geringe Kost. Aber sie merkte täglich mehr, daß man sich bei dieser Kost viel besser befinde, als bei der, die sie im Hause ihrer Eltern gehabt hatte. Es wurde hier nicht spatzieren gefahren, sondern spatzieren gegangen, und die Frau Reinholdin ging oft über eine Stunde lang mit ihr im Felde umher. Auch das gefiel im Anfange Antonien nicht; sie ermüdete sehr leicht, und die Füße thaten ihr weh. Aber in Kurzem gewöhnte sie sich auch hieran; denn die Bewegung in der freien Luft bekam ihr herrlich, und sie schlief nach jedem Abendspatziergange noch einmal so süß. Antonie durfte nicht mehr den ganzen Tag spielen; ihre Tante erlaubte ihr blos des Vormittags ein Stündchen und des Abends ein paar Stunden dazu.

Die übrige Zeit war zum Arbeiten bestimmt. In den ersten Tagen war das Antonien auch nicht recht; aber bald sah sie, wie gut das sei. Das Spielen machte ihr jetzt weit mehr Vergnügen, als sonst, weil es mit nützlicher Geschäftigkeit abwechselte, und eine belohnende Erholung nach der Arbeit war.

Da es Antonien überdies nicht an Gespielinnen fehlte, indem der Prediger des Dorfs ein paar gute freundliche Mädchen hatte, die sie bald kennen und lieben lernte; so ward sie in kurzer Zeit so einheimisch auf dem Lande, daß sie nur selten und nie mit Sehnsucht an die Stadt dachte.

War aber Therese in der Stadt nicht noch glücklicher? — Ihre eingebildete Glückseeligkeit dauerte nicht lange.

Das müßige Leben ward ihr nach und nach zur Last. Die delicaten Speisen reizten sie oft zum übermäßigen Genuß, und bekamen ihr dann schlecht. Der starke Kaffee verursachte ihr öfters Kopfweh. Das lange Schlafen machte sie träge und unmuthig, und das Stubenleben bleichte die frischen Rosen ihrer Wangen. Die rauschenden Vergnügungen der Stadt, die Bälle, die Komödien, die großen Gesellschaften verloren den Reiz der Neuheit.

Therese fing an, sich herzlich aufs Land zurückzusehnen.

Ungefähr 4 Wochen nach ihrer Ankunft in der Stadt, bat sie den Onkel dringend und mit Thränen, sie wieder zu ihren Eltern zu bringen, weil sie sich nicht an die Lebensart in der Stadt gewöhnen könnte.

Herr Albert hatte Reinholds schon lange besuchen wollen. Er fuhr also mit Theresen und seiner ganzen Familie nach dem Dörfchen.

„Du

„Du kommst schon wieder, Therese?“ rief ihr Antonie entgegen, als der Wagen vor Reinholds Hause hielt. Dann wendete sie sich zu ihrem Vater, und sagte mit bittendem Tone: „ich darf aber doch länger hier bleiben?“

Herr Albert wunderte sich über diese Bitte. Er hatte geglaubt, Antonie werde sich eben so sehr in die Stadt zurückgewünscht haben, als Therese sich wieder aufs Land gewünscht hatte.

Jetzt bemerkte er erst, daß Antonie ein viel frischeres und gesunderes Ansehn bekommen hatte.

„Schwester, fing Herr Albert auf einmal an, als sie in die Stube getreten waren, und sich gesetzt hatten, „Schwester, ich sehe nun doch, daß eure einfache ländliche Lebensart besser ist, als die unsrige. Wie gut ist sie meiner Antonie bekommen! Höre, ich habe da einen Einfall. Wie, wenn wir dir alle unsere Kinder, wenigstens den Sommer über, heraus aufs Land gäben? — Für ein gutes Kostgeld wollte ich stehen.“

„Recht gern;“ antwortete die Frau Reinholdin. „Aber — fügte sie lächelnd hinzu; wie soll es im Winter werden? — Wer einmal an meine einfache und arbeitsame Lebensart gewöhnt ist, dem bekommt und behagt euer kostbares Stadtleben nicht mehr. Du hast es an Theresen gesehen. Ich dächte, der Herr Bruder und die Frau Schwägerin entschlössen sich, selbst eine einfachere Lebensart zu führen. — Du sagst nichts dazu, Bruder? Und Sie auch nicht, liebe Schwägerin? — Macht nur einmal den Versuch; ihr werdet noch einmal so gesund und heiter werden.“

„Hier ist meine Hand!“ — „Und hier auch die meinige“ sagten nach einer kleinen Weile Herr Albert und

und seine Frau. Sie versprachen feierlich, eben die einfache Lebensart bei sich einzuführen, die bei Reinholds herrschte, so weit dies in der Stadt möglich war. Sie thaten es und sie bereueten es nie. Denn bisher kränkelte bald dieser, bald jener von Alberts Familie, und der Arzt ging da fast täglich ein und aus. Aber nach Einführung der einfachen Lebensart ward sehr selten Jemand von ihnen krank. Herr Albert und seine Frau erreichten ein hohes Alter, und sahen glückliche Kindeskinder. Als im fünfundsiebzigsten Jahre Herr Albert seine Jubelhochzeit, oder das Fest seiner funfzigjährigen Ehe feierte, wobei die ganze Familie um den muntern freundlichen Greis versammelt war, wendete er sich lächelnd zu seiner Schwester, und sagte: „die Lebensart, die du mich gelehrt hast, wird mich noch zu einem Methusalem machen.“ Und oft sagte er noch nachher (denn er ward über 90 Jahre alt) zu seinen Enkeln: „wollt ihr Zeitlebens gesund seyn, und lange und froh leben, so lebt einfach und mäßig, wie ihr erzogen und gewöhnt seid.“

Das Goldstück, oder der Lohn der Ehrlichkeit.

Als einst ein reicher Edelmann, der von einer kleinen Lustreise zurückkam, durch ein Dörfchen fuhr, das nicht mehr weit von der Stadt lag, wo er wohnte, nahte sich ihm ein armes Mädchen, und bat um eine Gabe.

„Bist du aus dem Dorfe hier?“ fragte der Edelmann.

„Ja, antwortete das Mädchen; ich habe eine arme alte Mutter und noch 4 Geschwister, die alle unerzogen sind.“ (Sie war selbst erst 10 bis 11 Jahr alt.)

Das rührte den Edelmann. Er wickelte einen Dukaten in Papier, und warf ihn dem Mädchen aus dem Wagen.

Der Wagen war schon vorbei gerollt, da öffnete das arme Mädchen das Papier, und wußte nicht, was sie denken sollte, als sie eine kleine gelbe Münze darin erblickte. Sie hielt es für einen Zahlpfennig, denn sie hatte in ihrem Leben noch kein Gold gesehen. Wehmüthig blickte sie dem Wagen nach, die Thränen traten ihr in die Augen. „Ein so reicher Herr in einer prächtigen Kutsche mit vier schönen Schimmeln und zwei schwarzen Bedienten (es waren Mohren) hinten auf — giebt mir nicht einmal einen Dreier, sondern einen Zahlpfennig!“

So sprach das arme Mädchen, und wollte schon die täuschende Gabe wegwerfen. Aber da fiel ihr ein, daß sie ja das glänzende gelbe Ding ihrer kleinsten Schwester zum Spielen mitnehmen könnte.

„Ach Mutter, sagte sie, als sie nach Hause kam, ich bettle nie wieder. Habt ihr den reichen Herrn mit vier Schimmeln fahren sehen? Was meint ihr wol, was mir der gegeben hat? — Einen Zahlpfennig, einen gelben Zahlpfennig! Ich wollte ihn wegwerfen, aber dann dacht ich, L i e s ch e n kann ja damit spielen. — Da L i e s ch e n!“

„Ei so zeig' doch einmal her;“ versetzte die Mutter. Sie nahm den vermeinten Zahlpfennig, ging ans Fenster, und besah ihn durch die Brille.

„Je, du einfältiges Kind, rief sie nach einem Augenblick; das ist kein Zahlpfennig, das ist ein Dukaten, ein Dukaten, sag' ich dir, und von Gold, drei ganze Thaler werth! — der vornehme Herr hat sich gewiß vergriffen; so viel geben die reichen Leute den Armen nicht, ob sie es gleich wol zum Theil könnten. Das schöne Goldstück wäre uns zwar eine große Hülfe; ich könnte mir ein Wollrad kaufen, und dir ein Paar Schuhe und wol noch mehr — Aber nein, nein! Das wäre unehrlich, wenn wir das Geld behalten wollten. Morgen gleich früh schicke ich dich in die Stadt; da sollst du den vornehmen Herrn ausfragen, und ihm seinen Dukaten wiederbringen. Vielleicht giebt er dir dann doch ein Vier- oder Achtgroschenstück. Und wenn es denn auch nicht ist; so haben wir uns doch nichts vorzuwerfen."

„O wie lieb ist mirs nun, daß ich den gelben Pfennig nicht weggeworfen habe!" — sagte die Kleine.

Am folgenden Morgen, so bald es helle ward, mußte sich das Mädchen auf den Weg machen. Den Dukaten band ihr die Mutter in den Zipfel des Halstuches, damit sie ihn nicht verlieren möchte.

Schon unterwegs erkundigte sich das treuherzige Mädchen bei Leuten, die aus der Stadt kamen, ob sie nicht den vornehmen Herrn wohnen wüßten, der eine gelbe Kutsche mit vier Schimmeln und zwei schwarze Bedienten hätte. Die Leute lachten, und gingen ihres Weges.

Das arme Mädchen konnte nicht begreifen, warum sie lachten.

Im Thor und in der Stadt fragte sie eben so. Aber Niemand konnte ihr sagen, wo der Herr mit den Schimmeln und den schwarzen Bedienten wohnte. Denn die

die Stadt war groß, und es wohnten sehr viel vornehme Herren darin.

Traurig stand das gute Kind an einer Straßenecke, und wischte sich mit ihrer geflickten blauen Schürze die Augen. Sie unterstand sich nicht, mit dem Dukaten wieder zu ihrer Mutter zurückzukehren.

Ein vornehmer Herr kam die Straße herauf, dem fiel das weinende Mädchen in die Augen. Er blieb vor ihr stehen. „Was fehlt dir, Kleine?“ — fing er an.

Das Mädchen sah auf, und schrie laut vor Freude. — Es war eben der Herr, der ihr den Dukaten gegeben hatte.

„Ach — rief sie — das ist schön! — das ist schön, daß ich Sie treffe! Da hat mich meine Mutter hergeschickt, daß ich Ihnen das Goldstück wiederbringen soll, das Sie mir gestern aus Versehen gegeben haben.“ Bei diesen Worten knüpfte sie den Zipfel des Halstuches auf, und reichte dem vornehmen Herrn den Dukaten hin.

Dieser erstaunte über eine solche Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit.

„Deine Mutter muß eine sehr brave Frau seyn,“ sagte er. Er hieß sie mitgehen. Schüchtern und verschämt folgte sie.

Der vornehme Herr blieb vor der Thür eines großen langen Hauses stehen. Er zog an der Klingel. Es kamen drei, vier Bediente, und öffneten die Thür. Sie wollten das arme Mädchen zurückweisen, aber der Herr nahm das Kind bei der Hand, und führte es ins Zimmer.

Hier stellte er das Mädchen seiner Gemahlin vor, und erzählte ihr dabei die Geschichte von dem wiedergebrachten Dukaten. Er schloß die Erzählung mit den

Wor

Worten: „ich dächte, wir nähmen uns der armen Familie an!“

Seine Gemahlin, die ein eben so edles Herz hatte, als er, stimmte dem Vorschlage sehr bereitwillig bei.

Nach der Mittagstafel wurde angespannt. Der vornehme Herr und seine Gemahlin setzten sich mit dem, sich lange sträubenden, Mädchen in den Wagen, und jener nannte dem Kutscher den Namen des Dorfes, wohin sie fahren wollten.

Da saß nun das kleine Bettlermädchen in eben der schönen Kutsche, der sie den Tag vorher so wehmüthig nachgeblickt hatte. Es war ihr alles wie ein schöner Traum.

Schnell brachten die vier muthigen Schimmel den Wagen nach dem Dörfchen.

„Hier, hier!“ rief die Kleine aus dem Wagen, und der Kutscher hielt vor der ärmlichen Strohhütte ihrer Mutter still.

Die ehrliche Alte hörte die Stimme ihrer Tochter. Sie kam eilig heraus, und schlug vor Erstaunen die Hände zusammen, als sie das Mädchen bei der reichen Herrschaft sitzen sah. Sie erstaunte noch mehr, als der vornehme Herr und die Dame sie freundlich begrüßten, mit dem Mädchen ausstiegen, und in die ärmliche Hütte traten.

Da wußte sie vor Verlegenheit gar nicht, was sie anfangen sollte. Sie räumte einen Stuhl ab, und legte das Abgeräumte auf den anderen. Alles, was sie vorbringen konnte, war: „Ach, solche vornehme Leute unter meinem schlechten Dache! — Und wie sieht es bei mir aus!“ Und dabei ging sie ängstlich in dem Stübchen umher.

Um

Um die gute Alte aus dieser Verlegenheit zu reissen, holte sich die Dame selbst einen hölzernen Stuhl, und setzte sich darauf, und ihr Gemahl folgte diesem Beispiel. Sie liebkoseten den Kleinen, so schmutzig und zerlumpt sie auch waren. Das machte die arme Frau zutraulicher, den vornehmen Gästen auf ihre Fragen Auskunft zu geben.

Sie setzte sich auf die Ofenbank, und fing an zu erzählen, daß ihr Mann, ein Tagelöhner, dessen Fleiß sie sehr rühmte, vor zwei Monaten gestorben sei, daß sie selbst bald darauf krank geworden, daß man ihr ihr Wollrad genommen habe, weil sie die Abgaben nicht hätte bezahlen können, und daß sie nur erst seit 14 Tagen, um nicht zu verhungern, ihre älteste Tochter habe betteln lassen. Sie fügte hinzu: der gute Herr solle es doch ja nicht übel nehmen, daß sie auch ihn angesprochen habe; es solle nicht wieder geschehen.

Der Herr und seine Gemahlin hörten ihr gerührt zu, und erwiederten dann freundlich, daß es ihnen sehr lieb sei, eine so ehrliche gute Frau kennen gelernt zu haben. — Sie gaben ihr den Dukaten und noch etwas kleines Geld dazu, und der Herr versprach ihr wöchentlich einen Thaler.

Seine Gemahlin bat sich dagegen die älteste Tochter aus, und versprach ihr Wolle und Flachs zu schicken und Zeug, um die Kleinen zu kleiden.

Die gute Alte war außer sich vor Freude. Sie fing an zu weinen; sie küßte dem Herrn und der Dame Rock und Hände; sie sah gen Himmel, und rief: „ach Gott! das ist zu viel! das ist zu viel!" — Das älteste Mädchen fuhr darauf wieder mit in die Stadt zurück, wo sie reinlich und anständig gekleidet und gleich den folgenden Tag in die Schule geschickt wurde. Die Mut-

Mutter bekam ebenfalls alles, was ihr versprochen war und noch Schulbücher und Schulgeld für die Kleinen obendrein.

Die Aelteste blieb über 7 Jahr in dem vornehmen Hause, und zeichnete sich durch Treue, Fleiß und Gehorsam aus. Dann heirathete sie einen jungen Handwerksmann, und ihr Herr gab ihr eine ansehnliche Ausstattung.

Auch die anderen Kinder der ehrlichen Alten wurden gut versorgt und als Dienstboten bei guten Leuten angebracht, wo sie sich eben so gut, wie ihre Schwester, aufführten, und deswegen von allen Herrschaften gesucht wurden.

Die Alte schien vor Freude über das Glück ihrer Kinder wieder aufzuleben, und hob Zeitlebens den Dukaten, der sie so glücklich gemacht hatte, wie ein Heiligthum auf.

O wie schön belohnt sich Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit!

Die Universalerbin.

Es kann nicht leicht noch zwei Schwestern gegeben haben, die sich am Körper so ähnlich, und am Gemüth so unähnlich gewesen wären, wie Klotilde und Gertrud. Sie waren Zwillingsschwestern, und hatten einerlei Gesichtszüge, einerlei Wuchs und einerlei Haare.

Allein ungeachtet dieser außerordentlichen Aehnlichkeit, und ungeachtet sie von Jugend auf ganz gleich gekleidet wurden, konnte man sie doch fast beim ersten Blick unterscheiden.

Denn

Denn in Klotildens Gesicht und ganzem Wesen lag soviel Sanftmuth, und aus Gertruds Augen, Mienen und Gebehrden leuchtete so viel Ungestüm, so viel Heftigkeit hervor, daß man Beide gar nicht mehr verwechseln konnte, sobald man sie etwas genauer ansah.

Auch empfand man bei Klotildens Anblick etwas ganz anderes, als wenn man Gertrud ansah. Man fühlte sich zu Klotilden hingezogen, man gewann sie immer lieber, indeß Gertrud etwas Zurückstoßendes an sich hatte.

Die gute Klotilde hatte viel von ihrer Schwester auszustehen. Denn bei Gertrud konnte man im Augenblick etwas versehen, über die größten Kleinigkeiten konnte sie auffahren und in Zorn gerathen. Ehe man sich es versah, gerieth man mit ihr in Streit und Zank, ohne daß man die mindeste Gelegenheit dazu gegeben hatte. Und wenn sie recht zornig war, ging sie oft so weit, daß sie ihre gute Schwester schlug.

Ein so unanständiges und häßliches Betragen konnten die Eltern nicht mit gleichgültigen Augen ansehen. Gertrud erhielt täglich die ernstlichsten und schärfsten Verweise, und wenn sie es zu arg gemacht hatte, auch wol körperliche Züchtigungen. Allein sie schonte auch zuweilen selbst ihrer Eltern nicht. Sie widersprach ihnen auf eine sehr grobe und unschickliche Art. Bei der kleinsten Strafe erhob sie ein lautes Zetergeschrei, lief tobend aus der Stube, und warf die Thüre mit solcher Gewalt zu, daß die Fenster klirrten.

Klotilde allein vermochte es dann, die Unbändige durch sanftmüthiges und liebreiches Zureden wieder zur Vernunft zu bringen; so wie sie überhaupt noch am besten mit ihr umgehen konnte. Denn fuhr die hitzige Gertrud über etwas auf, so erwiederte Klotilde

kein Wort, was ihre Heftigkeit noch mehr hätte reizen können. Alles, was sie sagte, und im sanftesten Tone und mit der sanftesten Miene sagte, war etwa: „liebe Schwester, sei doch ruhig; ich meyn' es ja nicht böse!" — Oder: „laß es gut seyn, Gertrudchen, ich will es wieder gut machen!" Oder sie fiel ihr auch wol um den Hals, und küßte sie; und dieser Zärtlichkeit konnte Gertrud doch nicht leicht widerstehen. Sah' aber Klotilde, daß Gertrud zu heftig ward, und schalt und tobte, und drohte; so schwieg sie ganz still, oder ging weg.

Mit andern fremden Mädchen konnte sich aber Gertrud fast gar nicht vertragen. Kaum war sie mit ihnen ein Viertelstündchen zusammen, so ging der Streit und Hader an. Oft verdarb sie das schönste Spiel, und stöhrte die froheste Lust. Ein Glück war es dann, wenn Klotilde dabei war. Sie ward gewöhnlich Friedestifterin, und machte oft durch ihr kluges Zureden alles wieder gut. Hätte auch Gertrud Klotilden nicht zur Schwester gehabt, so würde kein einziges Mädchen aus dem Orte mit ihr umgegangen seyn. Denn wer geht gern mit einer Unbändigen um, die über alles Streit anfängt, und durch ihre auffahrende Heftigkeit jede Lust und jedes Spiel verdirbt?

Wenn andere Mädchen des Orts in das Haus ihrer Eltern kamen, oder sie zu sich einluden, und an ihren Spielen Theil nehmen ließen; so geschah das alles nur um Klotildens willen. Denn dies sanfte liebreiche Mädchen war bei allen Menschen und besonders bei allen Mädchen ihres Alters außerordentlich beliebt. Man drängte sich zu ihr, man mußte sie bei allem haben, man konnte gar nicht ohne sie leben. Ihre Gegenwart schien jedes Spiel zu verschönern. Wo Klotilde

war, da ging alles so still und ordentlich und doch so vergnügt zu; da gabs nie Uneinigkeit und Zänkereien.

Die beiden sich so ähnlichen und doch auch so unähnlichen Zwillingsschwestern waren etwa 13 Jahr alt, als eine alte reiche Muhme, die ein paar Meilen weit von dem Orte wohnte, an die Eltern schrieb, und sich eins von den Mädchen zur Gesellschafterin ausbat, weil sie nicht mehr ausgehen könnte, und doch gern Jemand um sich haben möchte. Es solle des Mädchens Schade nicht seyn.

Den Eltern war dies sehr erwünscht. Sie waren eben nicht sehr begütert, und durften doch nun hoffen, die alte Muhme werde ihren Töchtern etwas Ansehnliches vermachen. Am liebsten hätten sie Klotilden hingeschickt, weil sie von dieser erwarten konnten, daß sie sich durch ihr sanftes und liebreiches Betragen sehr leicht die völlige Gunst der Alten erwerben werde. Allein sie wollten Gertrud durch diesen, obwol gerechten, Vorzug ihrer Schwester nicht kränken. Das Loos sollte also entscheiden, und das Loos fiel Klotilden nicht, sondern Gertruden.

Gertrud reiste nun zu der reichen alten Muhme. Beim Abschiede sagte die Mutter noch zu ihr: „Gertrud führe dich hübsch auf! — Alte Leute sind gewöhnlich eigensinnig, mürrisch und wunderlich. Ich kenne die alte Muhme; sie ist auch so. Suche dich in sie zu schicken; gieb ihr nach, und zeige nichts von deiner gewöhnlichen Heftigkeit; sonst wirst du nicht lange dort bleiben.“

Allein Gertrud vergaß diese mütterliche Erinnerung bald. Sie gerieth täglich in Wortwechsel mit der Alten, die freilich nicht ohne wunderliche Launen war; und sie machte sich durch Heftigkeit und aufbrau-

sendes Wesen in Kurzem so sehr bei ihr verhaßt, daß die Muhme schrieb, die Eltern möchten Gertrud nur wieder abholen, sie wollte sich nicht länger über das unbändige Mädchen ärgern.

Gertrud wurde also von der Alten weggenommen und Klotilde dafür hingebracht.

Klotilde wußte ganz anders mit der alten Muhme umzugehen. Diese mochte noch so mürrisch und eigensinnig seyn, Klotilde blieb immer sanft und gelassen. Sie ward ganz der Liebling der Alten, und als diese nach ein paar Jahren starb, so setzte sie Klotilden zu ihrer Universalerbin ein, indeß sie Gertrud nur etwas weniges im Testament vermachte.

Wie sehr bereuete es nun Gertrud, daß sie ihre Heftigkeit nicht mäßigen gelernt, und bei der Alten ihre ungestüme Hitze nicht unterdrückt hatte!

Die Weihnachtsgeschenke.

In der Lehmannischen Familie war es gewöhnlich, daß die Kinder nicht nur von den Eltern Weihnachtsgeschenke bekamen, sondern daß jene sich auch selbst einander etwas — wie sie es nannten — bescheerten. Der Geschwister waren drei, zwei Schwestern, und ein Bruder. Erstere saßen eines Abends, kurz vor Weihnachten, allein in der Stube. Bruder Fritz war beim Vater oben, der ihm Unterricht im Lateinischen gab, und die Mutter hatte in der Küche zu thun.

Zur Arbeit konnten sie nicht mehr sehen, weil es schon dämmerte, und Licht wurde noch nicht angezündet. Sie setzten sich also näher an den Ofen, um ein Weilchen recht vertraut zu plaudern.

Wovon

Wovon sollten sie jetzt lieber sprechen, als vom bevorstehenden Weihnachtsfeste? — Sie erschöpften sich in Muthmaßungen, was ihnen wol ihre Eltern und was ihnen Fritz bescheeren werde.

„Ach hör', Adelheid, fing Ida, die jüngste, auf einmal an; was wirst du denn Fritzen schenken?"

Adelheid: Ja, wenn du schweigen könntest! doch du wirst ja das nicht ausplaudern, weil Fritzen dadurch die größte Freude verdorben würde.

Ida: Du sollst sehen, ich sage ihm nichts!

Adelheid: Nun, ich sticke ihm eine Weste. Ich kann sie dir morgen zeigen; es ist weißer feiner Wallis, und da kommen Rosenknospen und Vergißmeinnicht hinein. Und du? —

Ida: Ich stricke für ihn ein Paar Handschuhe aus Seidenhaaren, und kaufe ihm ein Buch, wozu ich das Geld dem Vater aus der Sparbüchse gegeben habe. Wie es heißt, habe ich vergessen, aber Fritz sagte neulich, daß er es gern haben möchte.

Die Mädchen mußten jetzt ihr Gespräch abbrechen; denn sie hörten ihren Bruder die Treppe herunter kommen. —

„Ich weiß doch, was ich von dir zu Weihnachten bekomme, sagte Fritz des andern Tages scherzend zu Adelheid, und beschrieb ihr darauf alles ganz genau.

Adelheid verfärbte sich. „O die Schwätzerin! — rief sie; sie hat also alles ausgeplaudert? — Aber, Bruder, du hast dir die Freude selbst verdorben, denn du hast ihr das Geheimniß gewiß abgelockt!"

„O nicht abgelockt! versetzte Fritz. Ida hat es mir von freien Stücken gesagt. Ich wollte es gar nicht wissen; sie hat mirs aufgedrungen. Auch was ich von ihr bekomme, weiß ich."

Ida trat eben herein. Sie wollte Anfangs läugnen; aber Fritz stand ja dabei. Adelheid machte ihr Vorwürfe, und hieß sie eine Schwätzerin und eine Plaudertasche. Ida nahm das übel, und es entstand ein heftiger Wortwechsel.

Der Vater kam dazu, und ließ sich von Fritzen die Veranlassung des Streits erzählen.

„Ei, ei! Ida! — sagte er darauf in sehr ernsthaftem Tone; — deine Schwatzhaftigkeit ist ein schlimmer Fehler. Zu dir kann man ja kein Wort im Vertrauen sprechen. Eben so, wie du Fritzen das wiedergesagt hast, wirst du auch andere Dinge ausplaudern. Ich hoffe indeß, du wirst dir das abgewöhnen."

Weihnachten kam heran. Als die drei Kinder am Weihnachtsmorgen aufgestanden waren, da strahlte ihnen die Stube, von vielen Lichtern erleuchtet, entgegen. Und als sie hineintraten, erblickten sie drei Tische, jeden mit schönen Geschenken besetzt. Das war eine Freude!

Darauf holte auch Friedrich etwas für seine Schwestern; für Adelheid einen schönen Fächer, wie sie damals in der Mode waren, und für Ida einen mit Band besetzten Basthut. Er reichte dieses den erfreueten Mädchen freundlich hin, und fügte lächelnd hinzu: „Was ihr mir bringet, weiß ich schon."

Ida übergab ihm die Handschuhe und das Buch. Fritz dankte, und legte beides, ohne besondere Freude zu zeigen, auf den Tisch.

Jetzt kam Adelheid wieder herein, und brachte ihm — nicht die erwartete Weste, sondern — eine goldne Hutschnur, die sie selbst geklöppelt hatte, und eine schöne Kokarde von schwarzem seidenen Bande dazu, die sie auch selbst gemacht hatte.

Wie

Wie angenehm wurde Fritz dadurch überrascht! Er besah die Schnur und Kokarde mit lebhaftem Vergnügen, und fiel Adelheid einmal über das andere um den Hals.

Ida stand während deß betroffen, verwirrt, verdrüßlich da. Sie nahm es sehr übel, daß Fritz so wenig aus ihren und soviel aus Adelheids, im Grunde nicht einmal so kostbaren, Geschenken machte. Sie fing endlich vor Verdruß an zu weinen. Da nahm die Mutter sie auf die Seite, und sagte: „siehst du, wie hübsch es ist, wenn man schweigen kann! — Du hast durch dein Ausplaudern dir und Fritzen die Freude verdorben. Ich rieth Adelheid, ihm etwas anderes zu bescheeren, und dir nichts wieder davon zu sagen. Es ist natürlich, daß sich Fritz mehr über das freuet, was ihm so ganz unerwartet und überraschend gekommen ist. Und es wäre sehr thöricht und unartig, wenn du deswegen auf ihn und deine Schwester böse seyn wolltest. Mit dir selbst solltest du zürnen und unzufrieden seyn. Du wirst dir und Andern noch oft und viel Verdruß machen, wenn du deine Schwatzhaftigkeit nicht ablegst!"

Ida nahm sich vor, und versprach, künftig ihre Zunge besser im Zaum zu halten. Allein da dieser Vorsatz nicht recht ernstlich war, und nicht täglich erneuert wurde, so ging die Prophezeihung der Mutter in Erfüllung.

Ida plauderte öfters in der Schule und bei andern Gelegenheiten aus, was zu Hause vorfiel, oder gesprochen wurde. Daraus entspannen sich die ärgerlichsten Klätschereien und Verdrüßlichkeiten für ihre Eltern und für andere Familien. Oft entstanden sogar Feindschaften aus diesen Klätschereien.

Zur Strafe mußte Ida allein zu Hause bleiben, wenn die Eltern mit Adelheid in Gesellschaften gingen. Auch würde Ida wenig Vergnügen in diesen Gesellschaften gehabt haben; denn seitdem ihre Schwatzhaftigkeit bekannt war, gaben sich weder Junge noch Erwachsene gern mit ihr ab. Sie war mitten unter Menschen allein und verlassen.

Eine vertraute Freundin hatte die unglückliche Ida gar nicht. Welches Mädchen hätte ihr auch etwas vertrauen mögen, da sie kein Wort verschweigen konnte?

Selbst ihre Eltern wagten es nicht, in Gegenwart des schwatzhaften Mädchens, über irgend etwas vertraut zu sprechen. Ida mußte die Stube verlassen, wenn sie ein solches Gespräch führen wollten. Und wenn Besuch da war, durfte sie gar nicht ins Zimmer kommen.

Die verschwiegne und kluge Adelheid hingegen durfte alles mit anhören; denn ihr konnte man jedes Geheimniß anvertrauen. Wenn Gäste da waren, war sie dabei und in jede Gesellschaft wurde sie mitgenommen.

Alles dieses kränkte unsere kleine Schwätzerin sehr, hatte aber die gute Wirkung, daß sie doch künftig etwas vorsichtiger ward. Allein ganz legte sie ihren Fehler nie ab. Sie wurde daher auch nie so geliebt und geachtet, wie die verschwiegne Adelheid.

Der Gehorsam.

Unterredung einer Mutter mit ihrer Tochter.

Tochter.

Warum müssen denn die Kinder den großen Leuten gehorchen, liebe Mutter?

Mutter. Weil sie noch nicht wissen, was ihnen nützlich oder schädlich ist, und weil ihnen alle Augenblick ein Unfall begegnen könnte, wenn die großen Leute, die um sie sind, sie nicht stets davor zu bewahren suchten. Erinnerst du dich nicht, was einmal dem armen Aemil begegnete, da er mit dem Lichte hatte spielen wollen?

T. Ja, l. M., ich erinnere mich recht wohl.

M. Die kleine Flamme schien ihm so hübsch, daß er Lust bekam, darnach zu greifen. Da mocht' ich noch so viel sagen, daß es ihm wehe thun würde; Aemil war nicht gehorsam, und was erfolgte?

T. Er faßte die Flamme mit seiner kleinen Hand, und verbrannte sich. Der arme Alexander! Mir ist's immer noch, als hörte ich ihn schreien.

M. Hätte er nicht besser gethan, mir zu gehorchen?

T. O, gewiß, l. M.!

M. Da sieh' nun, warum Kinder großen Leuten gehorchen müssen. Sie sollten immer bedenken, wenn man ihnen etwas verbietet, daß es darum geschieht, weil's ihnen Schaden thun könnte.

T. Aber wie können denn das die großen Leute wissen?

M. Sie haben's von ihrem Vater, ihrer Mutter oder Freunden gelernt, da sie noch klein waren. Sie erinnern sich auch, daß sie's hinterher allemal bereuen mußten, wenn sie jenen nicht glauben wollten.

T. Gut, Mütterchen! was Sie mir da sagen, will ich mir merken.

M. Willst du aber noch weiter wissen, warum du Leuten, die älter sind als du, gehorchen mußt?

T. Ach ja, l. M., ich freue mich recht darauf.

M. Nun, antworte mir einmal; könntest du dir dein Mittags- oder Abendessen wol selbst zubereiten?

T. Nein, l. M., ich verstehe ja das Kochen noch nicht.

M. Oder könntest du dir Kleider machen?

T. Wie sollt' ich die zu Stande bringen? Ich weiß ja noch nicht einmal die Nadel zu führen.

M. Aber jetzt sind doch deine Kleider gemacht; könntest du dich wol ganz allein anziehen?

T. Ach nein. Ohne Nanettens Hülfe würde ich in großer Verlegenheit seyn.

M. Und wenn du spatzieren gehst, muß ich dir nicht die Hand geben, damit dir nichts Uebles begegne?

T. Ei, ja, denn wie leicht könnte mich ein Wagen überfahren!

M. Du siehst also, in wie viel Fällen du der großen Leute benöthigt bist?

T. Ja, das ist wahr.

M. Aber kannst du denn auch etwas für sie thun? Könntest du z. B. Wäsche für Nanetten plätten, die sich täglich die Mühe giebt, dich an- und auszukleiden? Oder könntest du Sallat für die Köchin lesen, die die Essen zubereitet? Hast du Geld für die Nähterin, welche deine Kleider macht? Erweisest du deinem Vater,

Vater, der für dich bezahlt, den kleinsten Gegendienst? Und würdest du im Stande seyn, mich in einer Krankheit zu pflegen, wie ich dich warte und pflege, wenn du krank bist?

T. Nein, l. M.!

M. Du siehst also, wie viel dein Vater, deine Mutter, Nanette, die Nähterin, die Köchin, kurz, alle große Leute für dich thun können. Du siehst zugleich, daß du ihnen dafür nichts wieder thun kannst.

T. Sie haben recht, l. M.! Ich bin noch zu klein.

M. Etwas aber kannst du doch für uns thun.

T. Ei, was denn? Sagen Sie mirs doch!

M. Du kannst uns das mühsame Geschäft einer beständigen Aufsicht sehr erleichtern, wenn du gefällig und gehorsam bist. Nanette verbote dir z. B. das Licht anzurühren, du aber wolltest es doch nicht lassen, bis sie von ihrer Arbeit aufstehen und dir das Licht wegnehmen müßte, damit du nur das Haus nicht ansteckest. Oder, sie sagte dir: necken Sie den kleinen Bruder nicht; du aber rissest ihn immer fort herum, sie müßte also noch einmal von ihrer Arbeit gehen, und dir den kleinen Bruder wegnehmen, damit du ihn nicht noch mehr zu schreien machtest. Oder, sie warnte dich: laufen Sie die Treppe nicht so geschwind hinunter; du aber liefest nur desto unbesonnener, so daß sie zum drittenmale von ihrer Arbeit gehen müßte, um dir die Hand zu reichen, und dich zu bewahren, daß du nicht von oben herunter rolltest, und dir den Kopf zerschlügest, was unfehlbar erfolgen würde. Wäre aber alles dieses nicht sehr mühsam für Nanetten?

T. Freilich, l. M.! Sie schmählt mir dann aber auch recht tüchtig.

M. Sie hat's auch Ursach, und wenn du ihr gar nicht folgen wolltest, so würde sie dir kurz sagen müssen: hören Sie, mein Kind, weil Sie nicht Ruhe halten können, und mich immer nur an meiner Arbeit hindern; so seyn Sie so gütig, und besorgen in Zukunft alle Ihre Geschäfte selbst. Wenn Sie mich bitten werden, daß ich Sie zu Bette bringen soll, so werde ich dazu nicht Zeit haben, weil ich erst meine Arbeit endigen muß. So würde Nanette sprechen. Was würdest du dann machen? Könntest du dich wol selbst auskleiden?

T. Nein, l. M.!

M. Du siehst also, da die Kinder nichts ohne den Beistand großer Leute thun können, daß sie ihnen immer gehorchen müssen, um ihnen Mühe zu ersparen. Sonst verdienen sie, sich selbst überlassen zu werden, und dann mögen sie zusehn, wie sie fertig werden.

T. Das scheint mir ganz gerecht zu seyn.

M. Dieß ist nicht alles! Man muß noch auf etwas Rücksicht nehmen.

T. Und worauf denn, l. M.?

M. Sind die großen Leute nicht stärker, als Kinder? Hat z. B. Nanette nicht mehr Stärke, als du?

T. Ohne Zweifel.

M. Darum sind auch die großen Leute im Stande, den Kindern beizustehen. Aber aus eben dem Grunde können sie auch die Kinder zwingen, das zu thun, was sie ihnen sagen. Wenn dich Nanette ruft, und du kommst nicht, was thut sie?

T. Sie steht auf, und nimmt mich beim Arme.

M. Und wenn sie dich hält, kannst du's verhindern, daß sie dich mit fortzieht?

T. Nein, l. M.

M.

M. Ist's denn nicht besser, freiwillig zu gehorchen, als dich erst fortziehen und obenein ausschelten zu lassen? was hilft dir alles widersetzen? Du magst noch so viel schreien und stampfen, es ist doch alles umsonst. Es scheint mir, du thätest viel besser, wenn du dir Verdruß und Schande ersparteſt.

T. Ja, M., das wäre gewiß viel vernünftiger, denn so klein ich bin, so kann ich doch das schon begreifen.

Die Gerechtigkeit.

Unterredung eines Vaters mit seinen Kindern.

Vater.

Carl, August, Paulin, kommt, lieben Kinder, kommt!

Carl. (Nähert sich mit den übrigen) was sollen wir, l. V.?

V. Gleich sollt ihrs erfahren, und gewiß mit Vergnügen. Beim Größten will ich anfangen. Da, Carl, dir gebe ich ein Pferd. Es gehört dir ganz allein, verstehst du wol? d. h. Du kannst in Zukunft damit machen, was du willst.

C. Ei, l. V.! ich danke recht sehr. Nun werden wir zusammen manchen Ritt machen.

V. August, da hast du eine Karre. Sie gehört ganz dir, und du allein hast das Recht, sie zu gebrauchen.

Aug.

Aug. Danke, danke, l. V., die soll nicht viel ungebraucht bleiben. Damit werde ich alles in meinem Garten fahren.

V. Recht wohl. Und du, kleiner Freund Paulin, komm doch auch her. Du bekommst eine Kutsche, worüber du ganz allein Herr bist.

P. Ach, wie hübsch ist die, l. V.! Ich danke Ihnen recht herzlich. Ich muß sie doch gleich versuchen.

V. Wartet nur noch ein wenig, l. K.! Ich habe euch noch etwas sehr Wichtiges zu sagen. Wenn ihr euch einander lieb gewinnen wollt, so müßt ihr euch eure Spielsachen bisweilen leihen, denn gute Brüder thun einander immer gern etwas zu Gefallen. Dadurch wird Abwechselung in eure Spiele und mehr Freude in eure Herzen kommen. Ist's nicht wahr, Carl? Antworte!

C. Ich bin ganz Ihrer Meinung, l. V.!

V. Weißt du wol, warum ich dich eben darum frage?

C. Ich glaube, kaum.

V. Laß doch hören, was du denkst. Ich möcht' es gern wissen.

C. Ich besinne mich, daß Sie gestern im Garten waren, als ich mit August darin spielte. Er bat mich, ihm meine Peitsche zu leihen. Ich wollte nicht. Dies mein Abschlagen machte ihn mißvergnügt, und unser Spiel wurde unterbrochen.

V. Ich freue mich, daß du daran denkst. So aber gehts allemal, wenn Kinder nicht gefällig gegen einander sind. Deswegen müßtet ihr immer gern eure Spielsachen einander leihen. Aber keiner darf sie dem Andern nehmen. Du, Carl, hast nichts zu sagen über Augusts Karre, so wenig als über Paulins

Kut-

Kutsche. Also darfst du sie nicht nehmen, ohne vorher bei deinen Brüdern um Erlaubniß angefragt zu haben. Hast du diese von ihnen bekommen, so ist's recht gut: du kannst nun Gebrauch von jenen Sachen machen, bis sie zurückgefodert werden. Aber dann mußt du sie auch gern zurückgeben, denn deine Brüder sind Eigenthümer davon. Verstehst du wol, mein Sohn?

C. Ja, l. V.!

V. So auch du, August, du darfst weder Paulins Kutsche, noch Carls Pferd nehmen, wenn sie dir's nicht leihen wollen. Jeder ist Herr über das Seinige.

A. Ja, l. V., das ist gerecht.

V. Und du, Paulin, darfst ebenfalls die Spielsachen deiner Brüder nicht ohne ihre Erlaubniß anrühren; sie dürfens auch nicht. Jeder von euch hat nur über das ein Recht, was ich ihm zu seinem Eigenthum gegeben habe. — Doch für jetzt habe ich euch genug davon gesagt. Nun geht, spielt unter den Bäumen, und vergeßt es nicht, euch gut zu vertragen.

Alle zusammen. Ja, ja, ja, l. V.!

Die Gerechtigkeit.

Zweites Gespräch.

V. Ei, l. C.! gestern waret ihr so einig unter einander, warum gehts heute nicht eben so gut?

C. l. V., das ist meine Schuld nicht. August hat mein Pferd genommen, und wills mir nicht wiedergeben.

V.

V. Hatte er dich denn darum gebeten?

C. Nein, l. V.!

V. Ei, ei, August, warum hast du deines Bruders Pferd genommen? Hatte ich dir nicht gestern gesagt, daß du es ohne seine Erlaubniß nicht anrühren dürftest?

A. Das weiß ich wohl, l. V.! Aber ich hatte nichts zu spielen. Paulin hatte meine Karre genommen. Ich fand Carls Pferd müssig, und glaubte es gebrauchen zu dürfen, so lange Carl nach Schmetterlingen lief.

V. Das thut nichts zur Sache. Du hattest kein Recht an das Pferd, ob es gleich dein Bruder in dem Augenblick nicht brauchte. Und du, Paulin, warum hattest du denn deines Bruders Karre genommen, ohne vorher zu fragen, ob er sie dir leihen wollte?

P. L. V.! Weil August meine Kutsche genommen hatte, während ich nur einen Augenblick weggegangen war. Er hatte mich auch nicht um Erlaubniß gefragt. Darum habe ichs mit seiner Karre eben so gemacht.

V. Ich glaube, August, du hast's verdient. Du aber, Paulin, merke ein andermal wohl darauf. Wenn dir einer deiner Brüder einmal etwas nehmen sollte, so darfst du ihm nicht gleich etwas wiedernehmen, das würde sonst Veranlassung zu unendlichen Klagen und Zänkereien geben. Bitte ihn lieber, dir das Deinige wieder zu geben; und will er dann nicht, so sage ihm, du würdest zu mir gehen. Thut ers noch nicht, so komm nur zu mir, und du sollst gewiß Hülfe finden. — Gebt mir einmal alle eure Spielsachen, damit ich Gerechtigkeit übe.

C. Was heißt das, l. V., Gerechtigkeit üben?

V. Jedem geben, was ihm gehört, und die bestrafen, welche es verdient haben. Da, Carl, hast du dein Pferd; August, nimm deine Karre, und du deine Kutsche, Paulin. Jeder nehme wieder, was ihm gehört. Aber weil August der Anstifter aller dieser Zänkereien gewesen ist, weil er zuerst Paulins Kutsche genommen hatte, während dieser nur ein Weilchen weggegangen war, und Carls Pferd, während dieser Schmetterlinge jagte; so ist mein Wille: er darf den noch übrigen Theil des Tages nicht mehr mit seiner Karre spielen. Diese bleibt hier in der Ecke stehen.

A. Aber, l. V.!.....

V. Mein Kind, das Urtheil ist gesprochen. Du mußt selbst fühlen, daß es gerecht ist, und du weißt wol, daß man meinen Befehlen ohne Widerrede gehorchen muß.

A. Wohl dann, l. V., ich unterwerfe mich.

V. Das ist deine erste Pflicht. Und du, Paulin, merke dir fürs künftige, daß du keinem Anderen unter dem Vorwande, daß er dir etwas genommen hat, etwas wiedernehmen darfst, denn das heißt: sich selbst Gerechtigkeit verschaffen, und das kommt Kindern nicht zu, sondern allein ihrem Vater. Dürften sich die Kinder selbst Gerechtigkeit verschaffen, so würden sie unaufhörlich einander ihre Spielsachen nehmen, wieder nehmen, sich zanken, vielleicht gar schlagen, was doch abscheulich unter Brüdern wäre, die sich immer lieb haben sollen. Vergeßt künftig nicht, daß ich allein das Recht habe, eure Streitigkeiten beizulegen, und bemüht euch, verträglich zu seyn, und mir mit dem Schlichten eurer Händel nicht immer lästig zu werden.

Die

Die Gerechtigkeit.

Drittes Gespräch.

V. Kinder, was habt ihr vor? Was ist das für ein Gezänk?

A. L. V., Carl hat meinen Ball genommen, und ihn in ein Loch geschlagen.

V. Geh, Carl, du mußt den Ball wiederholen, weil du ihn verschlagen hast. Du weißt, daß er August gehört, und die Gerechtigkeit will, daß jeder das Seine habe.

C. Ich thäts gern, l. V., aber ich kann doch nicht dafür, daß das Loch so tief ist. Es ist mir unmöglich, den Ball zu erreichen, selbst mit Zangen kann ichs nicht.

V. Das geht August nichts an. Er darf darunter nicht leiden, weil du seinen Ball in ein Loch geworfen hast. Du hast ihn verloren, du mußt ihn wieder schaffen; und wenn das nicht in deinem Vermögen steht, so mußt du deinen Bruder dafür entschädigen, und ihm einen anderen eben so guten Ball geben. Auf alle Fälle muß er das Seinige wieder haben, oder etwas von gleichem Werth. Du weißt, daß es die Gerechtigkeit so fordert. Hast du wol einen ähnlichen Ball?

C. Ja, l. V., da habe ich einen.

V. August, sieh zu, ob er eben so gut ist, wie der Deinige.

A. Ja, l. V., er ist ganz so!

V. Nun gut, er gehört dir, statt dessen, der durch deinen Bruder verloren ging. Carl, du bist

ihn

ihm denselben gerechter Weise schuldig, denn du hast ihn um den seinigen gebracht. Hättest du dich mit ihm aus eigner Bewegung eben so verglichen, so würde ich dich ein gerechtes Kind genannt haben, das Andern wiedergiebt, was ihnen zukommt, und seinem Vater nicht erst die Mühe macht, es dazu zu zwingen. Wenn die Kinder nicht unter einander selbst gerecht sind, muß dann nicht ihr Vater Gerechtigkeit üben?

C. Der Meinung bin ich auch, l. V.!

A. Warum hast du aber nicht gleich diese Betrachtung angestellt? doch es ist unmöglich, daß du sie nicht gemacht haben solltest. Verhehle mir nichts. Ward nicht in dir selbst eine Stimme laut, die dir sagte, du solltest August deinen Ball geben, weil du ihm den seinigen verloren hättest?

C. Ja, l. V., ich habe gleich gefühlt, daß dies gerecht wäre.

A. Und warum folgtest du diesem edlen Gefühl nicht, l. C.? Du würdest noch weit zufriedner mit dir seyn, als du es jetzt bist. Ja, l. Sohn, der Vorfall diene dir für ein andermal zur Lehre! Widersetze dich niemals der Stimme deines Gewissens, wenn es wider dich selbst sprechen sollte. Folgt man diesen edlen Regungen, es koste auch was es wolle; so erwirbt man sich Sinn für Gerechtigkeit, eine der ersten und schätzbarsten Tugenden.

Das Worthalten.

Viertes Gespräch.

V. L. C., ich gehe spazieren. Welche zwei von euch gehn mit?

C. u. A. An uns ist die Reihe, l. V., wir gehn mit.

V. Habt ihr euch alle 3 verglichen?

C. Paulin weiß noch recht gut, daß ich gestern zu Hause geblieben bin.

A. Und ich vorgestern.

V. Also steht heute das Zuhausbleiben an ihm.

P. Ja, l. V., das ist freilich wahr. Aber, lieber August, bliebest du nicht einmal für mich? Ich habe heute ganz außerordentliche Lust mitzugehen. Trittst du mir deine Reihe ab, höre, so gebe ich dir den hübschen Kreisel, den ich gestern dem Vetter zum Spiele mit dir lieh.

A. Gut, ich bleibe für dich. Wo ist der Kreisel?

P. Mein Vetter hat mir ihn noch nicht zurückgegeben. Er soll mir ihn diesen Abend wieder bringen, und auf mein Wort, sogleich sollst du ihn haben.

A. Ja, das ist wieder etwas anders; gieb mir entweder den Kreisel sogleich, oder ich behalte meine Reihe auszugehen.

P. Lieber August, ich bitte, bitte. Ich versichere dich, so bald mein Vetter kommen wird, sollst du den Kreisel haben.

A. Das ist mein Handel nicht. Ich habe dir schon gesagt: den Kreisel, oder ich gehe aus.

P. Ich habe ihn jetzt nicht; wie könnt' ich denn ihn dir geben?

A. Also — es wird nichts. Du mußt zu Hause bleiben.

V. Aber August, wenn dir dein Bruder seinen Kreisel verspricht, ist das nicht eben so gut, als gäbe er ihn wirklich? Du bekommst ihn ja doch immer diesen Abend.

A. Das ist noch so sicher nicht, wie Sie glauben, l. V. Gestern hatte er mir für eine schöne Blume, die ich ihm gab, einen Apfel von seinem Vesperbrod versprochen, und als ich den Apfel verlangte, sagte er mir, er sei eben verzehrt.

P. Aber glaubst du denn, daß ich den Kreisel essen werde?

A. Nein, aber du könntest ihn behalten, und dann wäre ich zu Hause geblieben, und hätte nichts davon.

V. Wenn die Sachen so stehn, Paulin, so hat August nicht Unrecht. So bald du deinem Wort nicht treu bist, helfen alle deine Versprechen nichts. Du darfst dich also nicht wundern, daß man Bedenken trägt, dir zu trauen. Kannst du deinem Bruder sogleich auf der Stelle den Kreisel geben?

P. Nein, das kann ich nicht. Mein Vetter hat ihn den ganzen Tag über behalten.

V. Das thut mir leid; aber sprechen kann ich nichts weiter für dich; du mußt da bleiben. Diese Lection, hoffe ich, soll fruchten und dich ein andermal Wort halten lehren.

P. Aber l. V.....

V. Du hast nichts mehr zu sagen. Aber ich habe noch von andern Dingen mit dir zu sprechen. Weil

du deinem Bruder den versprochenen Apfel gestern nicht gabst, wirst du ihn heut geben müssen. Du weißt wol, daß ein Vater auf Gerechtigkeit unter seinen Kindern halten soll, wenn sie selbst nicht gegen einander gerecht seyn wollen. Allemal, wenn du einem Andern etwas von dem Deinigen versprochen hast, gleich viel, ob einen Apfel oder Kreisel, so gehört diese Sache nicht mehr dir. Sie gehört vielmehr dem, welchem du sie versprochen hast; denn eben durch dein Versprechen giebst du ihm darauf dasselbe Recht, welches du vorher hattest. Wäre der Kreisel in diesem Augenblick in deinen Händen, du würdest ihn August geben, nicht wahr? Und würde er nicht von dem Augenblicke an sein Eigenthum?

P. Ja, l. V.

V. Aber weil du ihn jetzt nicht hast, und ihn also nicht geben kannst, versprichst du deinem Bruder, ihm denselben den Augenblick, wo du ihn bekommen wirst, zu geben, und bittest, ihn schon so gut als empfangen anzusehn, und für dich das zu thun, was er nach dessen Empfang gethan haben würde, weil du auf dein bloßes Versprechen verlangst, daß er dir seine Reihe zum Ausgehen abtrete.

P. Ja, l. V., das ist eben unser Handel.

V. Dein Bruder mußte also dein Versprechen so ansehen, als wäre es schon die Sache selbst, und das kann nur statt finden, wenn er deinem Versprechen als sicher trauen durfte. Nun entscheide einmal selbst, ob er wol heute darauf rechnen kann, daß du ihm den Kreisel geben wirst, da es ihm noch lebhaft im Andenken ist, daß du ihm gestern deinen Apfel nicht geben wolltest?

P. Aber, l. V., ich verspreche jetzt, daß ich Wort halten werde.

V. Wie soll er aber vermuthen, ob du es wirklich halten wirst? Wer einmal als Wortbrüchiger bekannt ist, hat gleiches Schicksal mit dem, der einmal als Lügner bekannt ist. Man glaubt einem Lügner nicht, selbst wann er die Wahrheit sagt, weil man nie bestimmt unterscheiden kann, ob er sie in dem Augenblick sagt. Und man verläßt sich nicht mehr auf dessen Wort, der es zu brechen pflegt, selbst wann ers für diesmal gewiß halten würde, weil man kein Zeichen hat, die Aufrichtigkeit dieses Entschlusses zu erkennen. Ists folglich nicht eine Schande für einen wohlgezogenen Knaben, wie du seyn willst, Paulin, daß man auf dein Wort nicht mehr bauet, als auf das Wort eines erklärten Lügners?

P. Ach, l. V., Sie machen, daß ich meinen Fehler recht lebhaft erkenne.

V. Es freut mich, daß du ihn erkennst, um dich künftig davor zu hüten, wenn du erst wieder zu deiner Ehre, als treu deinem Versprechen bei übernommenen Verbindlichkeiten, bekannt seyn wirst, dann wird man dein bloßes Versprechen schon für so gut halten wie die Sache selbst. Aber wenn du fortfährst, mit deinen Worten ein Spiel zu treiben, so wird man sich auch auf deine feierlichsten Betheurungen nicht mehr verlassen wollen, und ich werde mich schämen dich unter meine Kinder zu zählen.

P. O, l. V., mit was für Unglück bedrohen Sie mich!

V. Es steht nur bei dir, dem Uebel vorzubeugen.

P. Ja, das will ich, l. V., mein erstes Versprechen ist das, mich zu bessern, und daran will ich ihnen zeigen, wie sehr ich von jetzt an allen anderen Versprechungen treu seyn werde.

Das Nützliche geht dem Angenehmen vor.

Gespräch einer Mutter mit ihrer Tochter.

Mutter.

Hat dir denn der Spaziergang auf den Jahrmarkt in Gesellschaft deiner Freundin und deiner Führerin Vergnügen gemacht?

Tochter. Ei ja, Mütterchen, wir haben viel Vergnügen gehabt. Wir haben sehr glänzende Buden und sehr schöne Erleuchtungen gesehen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, welch große Menge hübscher Puppen es da gab. Cousine Lucie konnte sich gar nicht satt daran sehen. Sie hüpfte vor Freuden bei jedem Schritt.

M. Ihr habt gewiß hübsch eingekauft. Dein Vater hätte dir zur Belohnung deines Fleisses Geld gegeben. Laß einmal sehen, was du dafür mitbringst?

T. Mütterchen, ich habe nur ein Zuckerschächtelchen für meine Schwester mitgebracht.

M. Du hast also dein Geld lieber behalten als ausgeben wollen; dein Vater aber hatte es dir ja geschenkt, es anzuwenden.

T. Das habe ich auch gethan. Ich habe nichts mehr übrig.

M. Was hast du denn damit gemacht?

T. Ich will Ihnen alles sogleich sagen. Wir betrachteten eben eine schöne Bude, meine Cousine und ich. Da stand eine arme Frau neben uns. Sie hatte auf dem einen Arm einen kleinen Jungen und an der Hand ein kleines Mädchen. Ach, l. M., sie

waren alle beide so hübsch! Der kleine Junge legte sich vor und streckte seine kleinen Hände nach den Spielsachen aus, die er sah, dann weinte er, weil er sie nicht erreichen konnte.

Ich ging darauf näher zu seiner Mutter, und sagte ihr: meine gute Frau, kauft ihr denn nichts für eure Kinder? Es giebt ja hier so viel Sachen, die ihnen Vergnügen machen würden, und es scheint mir, sie haben Lust dazu.

Ach, mein liebes kleines Mamselchen, antwortete sie mir, wie könnte ich Spielsachen für meine Kinder kaufen? Wie wohl wäre mir, könnte ich ihnen nur immer Brod geben! Ich bin nicht hieher gekommen, ihnen etwas zu schenken. Meine arme kleine Louise lag mich so lange an, sie auf den Jahrmarkt zu führen, daß ichs ihr nicht mehr abschlagen konnte. Ich dachte, das Ansehen hast du umsonst; und es ist ja ein sehr Geringes, ihnen dies kleine Vergnügen zu machen, da ich ihnen doch keine andere verschaffen kann. Ich muß den ganzen Tag arbeiten, um ihnen zuweilen nur ein Stück Brod mit etwas Milch und Mittags und Abends eine schlechte Suppe geben zu können.

Das dauert mich, sagte ich der guten Frau. Aber erlaubt ihr, daß wir ihnen etwas kaufen? Da seht, die Puppe will ich eurer Tochter geben.

Und ich, sagte Lucie, will dem kleinen Jungen eine Kutsche oder eine Trommel schenken.

Die armen Kinder hüpften vor Freuden. Aber ihre Mutter gab uns zur Antwort. Ach das ist zu schön für sie, meine guten Mamselchen! Wenn Sie ihnen Gutes thun wollen, da sehen Sie den Winter, und mein kleiner Junge hat keinen Strumpf an den Beinen. Ich muß sie mit meiner Schürze zudecken.

Und die arme Louise hat ihr Alles auf dem Leibe, das beinahe in Stücken zerfällt.

Ei, wenns nicht mehr ist, erwiederte ich, so laßt uns nur machen. Ich wandte mich drauf an den Handelsmann in der Bude, und fragte ihn, ob er Strümpfe und Camisoler hätte?

Er lachte höhnisch, und gab mir zur Antwort: nein, Jungfer, alte Lumpen verkaufe ich nicht. Ich rathe Ihnen, Ihr Geld besser anzulegen.

Was ist nun zu thun, fragte ich Nanetten?

O! sorgen Sie dafür nicht, war ihre Antwort. Ich weiß eine Bude, worin wir alles Nöthige antreffen werden.

Da laß uns hingehn, Nanette, schrie Lucie.

Und ich sagte dem Handelsmann: mein Herr, wenn wir noch etwas übrig behalten, wollen wir Zuckerplätzchen und Spielsachen kaufen, aber von Ihnen nicht, weil Sie uns haben davon abbringen wollen, den armen Kindern Gutes zu thun.

Wir liefen dann nach der Bude, zu der uns Nanette brachte. Da kauften wir zwei Paar Strümpfe und ein gutes Camisol, und gaben alles der armen Frau.

Noch eins! fragte ich, habt ihr denn Brod für diesen Abend?

Ja, mein liebes Mamselchen, antwortete sie, ich habe für heute. Aber auf Morgen weiß ich noch nicht, wo ich es hernehmen soll.

Komm, Nanette, versetzte ich, wir müssen sehen, ob ein Bäcker hier in der Nähe wohnt. Da hast du Geld, kaufe der armen Frau einige frische weiße Brode.

Ach nein, ich bitte Mamselchen, sprach diese, nur Roggenbrod, wenn Sie so gütig seyn wollen. Das ist gut für uns; und wir bekommen mehr für dasselbe Geld.

Ich weiß schon, was euch dienlich ist, sagte Nanette, und werde dafür sorgen.

Sie ging sogleich zum Bäcker, empfahl uns aber zuvor noch der Frau, an deren Bude wir standen. Sie kam bald zurück mit einem großen Brode unter dem Arm, und gabs der armen Frau, die es in ihre Schürze nahm, und anfing zu weinen. Ach Mütterchen, wir weinten auch, Cousine Lucie und ich, und ich weiß doch nicht warum, denn wir waren so froh.

Indessen sahen sich die armen Kinder immer nach der ersten Bude um, und schienen nicht so zufrieden zu seyn, wie ihre Mutter.

Lucie bemerkte es, und sagte mir: es sollte mir doch leid thun, wenn die armen Kleinen noch etwas bedauerten. Noch habe ich Geld übrig, und werde davon jedem einen Pfefferkuchen kaufen.

Und ich, sagte ich ebenfalls, werde jedem eine kleine Puppe kaufen.

Wir gingen vor eine andere Bude, wo ich denn zuerst diese kleine Zuckerschachtel für meine Schwester kaufte. Dann gaben wir jedem Kinde seinen Pfefferkuchen und seine Puppe. Ach Sie hätten sehen sollen, wie sie so erfreut waren. Es war eine Lust sie anzusehen. Das kleine Mädchen küßte mir die Hände, als wenn sie sie aufessen wollte, und die gute Frau ging fort, und dankte uns noch vorher tausendmal.

M. Ich frage dich gar nicht, ob du nach dieser Handlung Freude über dich selbst hattest.

T. Ach Mütterchen! wir sahen ihnen noch etwas nach. Wenn Sie hätten sehen sollen, wie vergnügt die

die Kinder ihre Pfefferkuchen knarpelten, und wie sie ihre Puppen streichelten! Der kleine Junge besonders, der hob sich immer vor Freuden auf den Armen seiner Mutter. Ich bedauerte, daß ich ihnen nicht mehr Pfefferkuchen und Spielsachen gekauft hatte, statt der Strümpfe und des Kamisols, denn daran schien ihnen nicht viel gelegen zu seyn.

M. Glücklicher weise dachte ihre Mutter klüger als sie und du. Denn, sage mir einmal, meine Tochter, wenn du hungrig wärest, und ich gäbe dir einen Wagen, mit dem du in der großen Allee umherspringen und fahren könntest, statt dir etwas zu essen zu geben, würdest du damit zufrieden seyn?

T. Das nicht, l. M., dann würde ich lieber ein Stück trocken Brod nehmen, als den schönsten Wagen.

M. Ich glaube es auch. Und wenn du im Winter in einem ungeheitzten Zimmer ohne Strümpfe an den Beinen und ohne Kamisol aushalten solltest, und ich gäbe dir statt alles dessen eine hübsche Puppe zum Spielen; würdest du nicht bald vor Kälte weinen müssen? Und würdest du nicht deine Puppe gern für das schlechteste Kleid, das dich nun erwärmte, hingeben?

T. Ja, ganz gewiß.

M. Gut, das würde gewiß auch der Fall mit den unglücklichen Kleinen gewesen seyn, wenn sie wieder in ihre Hütte zurückgekehrt seyn und Hunger empfunden haben würden.

T. Aber Mütterchen, sie hätten ja dann ihren Pfefferkuchen essen können.

M. Das hätten sie gekonnt, meine Tochter. Aber wenn sie sich daran satt gegessen hätten, so würden sie krank geworden seyn. Das hätte dir doch gewiß leid gethan.

T. Ja, ganz gewiß.

M. Und würden sie wol alle Spielsachen, die du ihnen gegeben hättest, vor der Kälte im Winter geschützt haben?

T. Ach nein, das gebe ich gern zu.

M. Da siehst du nun, daß ihre Mutter besser wußte, was ihnen diente, indem sie sich Brod, ein Kamisol und Strümpfe für sie ausbat. Uebrigens muß ich dir sagen, m. T., daß ich mit der Anwendung, die du von deinem Gelde gemacht hast, sehr zufrieden bin. Ich werde nicht ermangeln, deinen Vater von allem zu unterrichten, und er wird dich, so wie ich, nun um so mehr lieben.

T. Desto besser, Mütterchen, das ist mein erster Wunsch.

M. Du entziehst dir alles, was du dir hättest kaufen können, um Unglücklichen Gutes zu thun, und deiner Schwester ein kleines Geschenk zu bringen. Das war ein sehr schöner Jahrmarktstag für dich.

Das Eigenthum, oder das Mein und Dein.

Der Vater. Adrian, sein Sohn, und ein kleines Mädchen.

Adrian.

Sehn Sie einmal die hübschen Blumen, l. V.! Ich will mir einige abpflücken.

Vater. Nein, Adrian, folge mir, und rühre keine an.

A. Warum denn nicht, l. V., ich bitte?

V. Weil diese Blumen nicht dir gehören. Sie kommen dem Gärtner zu, der da unten in dem kleinen Häuschen wohnt.

A. O, l. V., nur zwei bis drei.

V. Nicht eine einzige. Erinnerst du dich nicht, mein Sohn, wie dir deine Schwester einmal deinen Sallat ausgerissen hatte, um an dessen Stelle Resede zu säen?

A. Hatt' ich da nicht recht, l. V.? Ich hatte mir so viel Mühe gegeben, damit mein Sallat nur wachsen möchte.

V. Was hattest du denn dazu gethan?

A. Sie wissen's ja, weil Sie mich meinen Garten haben anlegen sehn. Es war ein kleiner Winkel Landes voll Unkraut und Steine. Ich hatte drei ganze Tage zugebracht, die Wurzeln und Steine wegzuschaffen, und den Platz mit meiner Hacke zu reinigen. Ich hatte ihn tiefer als einen Fuß gegraben. Ich hatte das Land gedüngt und Furchen gezogen. Ich hatte Sallat hineingepflanzt, den ich Morgens und Abends begoß. Sie wissen, wie sorgfältig ich das hervorkommende Unkraut ausjätete. Und da mein Sallat zusehends wuchs, und ich hoffte, Ihnen nun bald ein Gericht bringen zu können; da kam meine Schwester, und riß ihn aus, um Resede statt dessen zu säen, unter dem Vorwande, daß sie besser röche. Was sagten Sie zu dieser schönen That? —

V. Ich sagte, daß sie sehr unrecht gethan hätte, weil es dein Garten wäre, und du dir so viel Mühe gegeben hättest, ihn einzurichten.

A. Durfte sie mir wol um eines solchen Einfalls willen die ganze Frucht meiner Arbeit zu Grunde richten?

V. Nein, ganz und gar nicht. Aber weißt du wol, daß das Unrecht, welches dir deine Schwester durch das Sallatausreissen zugefügt hat, gar nicht in Betrachtung kommt gegen das Unrecht, welches du dem Gärtner thun würdest, wenn du ihm seine Blumen ausreissen wolltest?

A. Wie so, l. V! sagen Sie mir doch?

V. Weil es den Gärtner noch mehr Mühe kostete, seinen Garten zu unterhalten, als dir, den deinigen zu bestellen.

A. Was hat er denn dabei für Mühe gehabt, l. V.?

V. Das will ich dir gleich sagen. Vorigen Herbst hat er alle seine Beete gereinigt. Er hat besseres Erdreich darauf gebracht, und so viel Zwiebeln hineingelegt, als du jezt Blumen sprossen siehst. Kennst du wol die Zwiebeln, die deine Mutter in Gläsern auf das Kamin sezte?

A. Ach ja, l. V.! Diese Blumen sind ganz so, wie jene.

V. Ja, aber es hat den armen Gärtner noch viel mehr Mühe gekostet, sie soweit zu bringen. Ich habe dir seine Arbeit kaum zur Hälfte beschrieben. Nachdem er seine Zwiebeln in die Erde gelegt hatte, mußte er sie mit Mist zudecken, um sie gegen die Kälte zu schützen, und noch Strohmatten darüber breiten, um sie vor dem Frost zu bewahren. So hat er sie denn durch den Winter gebracht. Dann mußte er mit herannahendem Frühlinge, nachdem die große Kälte nachgelassen hatte, seine Blumen allmählig lüften, und sie sorgfältig anfeuchten, wenn's das Wetter nicht genug that. Und wie viel neue Mühe kosteten sie ihn noch, ehe sie so groß wurden, als du sie jezt siehst! Wenn du nun jezt eine abpflücken wolltest, und ich auch eine,

und wenn Alle, die es gelüstete, das Nämliche thäten; würde dann nicht alle Arbeit des braven Mannes verloren seyn? Und würde er dann nicht eben so gerechte Ursache haben, sich über uns zu beschweren, als du sie neulich hattest, dich über deine Schwester zu beklagen?

A. Ja, das ist wahr. Aber was macht der Mann mit allen seinen Blumen? Er hat so sehr viel. Er kann sie doch nicht essen, wie wir unsern Sallat.

V. Nein, mein Lieber, aber er sammelt sie, um sie in der Stadt zu verkaufen. Dadurch verschafft er sich Geld, und du weißt wol, daß dies zur Wohnung und Nahrung nothwendig ist. Je mehr Blumen er aus seinem Garten ausschickt, desto mehr Geld kommt in seinen Beutel ein. Das begreifst du doch?

A. Ja, l. V. Das verstehe ich recht gut. Aber unser Gärtner Ludwig beschwert sich ja nicht, wenn Sie uns Blumen im Garten pflücken. Und doch habe ich gesehen, daß er sich viel Mühe gab, sie zu pflegen. Noch gestern kam er mit seiner Frau und allen seinen Kindern, um sie vom Unkraut zu reinigen, weil die Blumen, wie er sagte, dann größer und schöner würden.

V. Das ist ebenfalls wahr. Soll ich dir aber den Unterschied hierbei bemerklich machen?

A. Das würde mir sehr lieb seyn, l. V.

V. Wenn es meine Geschäfte erlaubten, so würde ich die Blumen und Bäume in meinem Garten selbst pflanzen und pflegen. Es ist dies eine angenehme Beschäftigung und dazu eine sehr gesunde Leibesübung, wenn man nur daran gewöhnt ist. Aber meistens habe ich weit wichtigere Geschäfte abzuthun. Darum habe ich den Gärtner Ludwig kommen lassen, und ihm gesagt: Mein Freund, ich habe die Zeit nicht, alles zu

thun,

thun, was gethan werden muß, um meinen Garten in gutem Stande zu erhalten. Wenn ihr die Mühe statt meiner übernehmen, und alle nöthige Arbeiten verrichten wollt, so will ich euch jährlich hundert Thaler geben. Dies Geld bekommt ihr für eure Arbeit, und alle Blumen und Früchte, die im Garten wachsen, gehören dann mir. Ich bins zufrieden, mein Herr, antwortete Ludwig; der Handel ist geschlossen. Seit diesem Vertrage ist Ludwig täglich in meinen Garten gekommen, um die nöthige Arbeit darin zu verrichten, zu pflanzen, säen, schaufeln und alles in gutem Stande zu erhalten. Nach unserm Handel gehören mir nun Früchte und Blumen, und ich gebe Ludwig hundert Thaler für seine Arbeit: aber weder du, noch ich, noch irgend Jemand bezahlt diesem Gärtner seine Mühe und Arbeit. Er bauet den Garten seines Nutzens halber. Also darf ihn auch Niemand darum bringen, und Blumen nehmen, die er gepflanzt hat.

A. Sie haben freilich Recht, l. V.! aber wenn wir ihm Geld gäben, um Blumen dafür von ihm zu bekommen?

V. Dann würde er sichs gern gefallen lassen.

A. Ach, ich bitte, lassen Sie uns einige von ihm kaufen. Ich habe noch ein Zwei-Groschenstück, das ich darauf verwenden kann.

V. Dafür wirst du nicht viel bekommen. Die Jahreszeit ist noch zu früh. Die Blumen sind noch selten und folglich theuer. Doch wir wollen nach seiner Wohnung gehen, und mit ihm sprechen.

A. Das wollen wir, das thun Sie, l. V.!

V. (Im Gehen) Seine Thür scheint mir fest verschlossen zu seyn. Ich fürchte, er ist ausgegangen. Klopfe einmal an.

(Adr. läuft und klopft an die Thür, Niemand antwortet. Er kommt zurück.)

V. Er ist gewiß nach der Stadt gegangen, Blumen zu verkaufen. Wir wollen ihm ein andermal welche abnehmen.

A. Es thut mir recht leid, daß ich der lieben Mutter nicht einmal ein schönes Bouquet bringen kann.

V. Weil du den guten Gedanken hast, so kann ich dir andere, zwar nicht so seltene, aber nichts desto weniger hübsche Blumen verschaffen.

A. Wo denn, l. V.?

V. Dort unten im Walde. Da werden wir wilde Blumen antreffen, die Niemand gesäet noch gepflanzt hat, sondern die von selbst aus ihren Wurzeln wachsen, oder aus Saamenkörnern, die im vergangenen Jahre ausfielen, aufgehen.

A. Ei, das ist außerordentlich, l. V.! Wollen Sie wol die Güte haben, mich dahin zu bringen?

V. Mit vielem Vergnügen, mein lieber Sohn.

(Sie gehn in den Wald.)

Das Eigenthum oder das Mein und Dein.

A. O sehn Sie nur, ich bitte Sie, die Menge hübscher kleiner Blumen! Darf ich einige abpflücken?

V. Ja, mein Lieber, das kannst du, und darfst nicht fürchten, irgend Jemand damit Unrecht zu thun.

(Adrian fängt an, Blumen zu sammeln.)

A. Ei, l. V.! sehn Sie nur, wie viel ich schon habe. Ich kann sie nicht mehr in der Hand halten. Ich fürchte sie zu verderben.

V. Hast du denn nichts, worin du sie fortbringen kannst?

A. Ach nein, ich weiß gar nicht ..... doch, das fiel mir nicht ein. Mein Hut wird mir dazu gute Dienste leisten.

V. Recht wohl, und das Wetter ist so gelinde, daß du mit unbedecktem Kopf gehen kanst.

(Adr. legt nun die Blumen aus der Hand in den Hut, und sucht noch mehr.)

A. Ach, l. V.! da finde ich zwei Eier in einem Körbchen. Ich wills nehmen.

(Er legt seinen Hut neben den Korb, und läuft zu seinem Vater in jeder Hand ein Ei.)

V. Was machst du da, Adrian? Diese Eier gehören nicht dir; du darfst sie nicht nehmen. Sie gehören gewiß Jemanden, denn von selbst sind sie nicht in den Korb gekommen.

(Ein kleines Mädchen kommt aus dem Dickicht des Waldes, worin sie verborgen war, erblickt die Eier in Adrians Händen, läuft nach seinem Hut, nimmt ihn mit den Blumen, und schreiet:)

Mein kleines Herrchen, diese Eier gehören mir. Geben Sie mir die Eier nicht wieder, so gebe ich Ihnen auch Ihren Hut nicht.

(Adrian verläßt seinen Vater, um dem Mädchen nachzulaufen. Er tritt fehl, fällt auf die Eier, und zerbricht sie. Er steht auf, und schreiet dem kleinen Mädchen zu:)

He da, kleiner Dieb, willst du mir wol meine Blumen wiedergeben? Ich habe sie so mühsam gesammelt, sie gehören mir.

Das kl. M. Ich auch, ich habe sehr mühsam die Kiebitzeier gesucht, die du mir weggenommen hast. Sie gehören eben so wol mir. Ich will sie wiederhaben, oder du bekommst weder deinen Hut noch deine Blumen zurück.

A. Wie kann ich sie dir wiedergeben? Ich zerbrach sie ja eben, ohne es zu wollen.

Das kl. M. Das mag seyn, aber dafür mußt du sie mir so gut bezahlen, wie ich sie in der Stadt verkauft haben würde.

A. (Zu seinem Vater, der sich unterdessen genähert hat): hören Sie's, Vater? Sie will meine Blumen und meinen Hut behalten.

V. Was kann ich dazu sagen, Adrian? Warum hast du ihre Eier zerbrochen? Sie hat sichs sauer werden lassen, sie zu suchen, um sie nachher zu verkaufen. Es ist ungerecht, daß sie alle ihre Mühe deinetwegen umsonst gehabt haben soll. Sage mir einmal, mein liebes Kind, wie theuer würdest du sie verkauft haben?

Das kl. M. Einen Groschen das Stück, ist der gewöhnliche Preis, mein Herr!

V. (Zu Adrian): du siehst wol, mein Sohn, daß du das arme Mädchen um 2 Groschen gebracht hast; du mußt ihr nun das Stück Geld geben, das so eben der Gärtner für ein Bouquet haben sollte. (Zu dem kleinen Mädchen): Willst du ihm für das Geld seinen Hut und seine Blumen wiedergeben?

Das kl. M. Recht gern, mein Herr, ich verlange ja nicht mehr.

V. So kämt ihr also auf die Art beide aus einander.

A. Ja, l. V., aber ich verliere dabei meine zwei Groschen.

V. Das verdienst du. Wer hieß dich anrühren, was dir nicht gehört? Du konntest hier Blumen pflükken, weil das Land keines Andern besonderes Eigenthum ist, und weil die Blumen da natürlich wachsen, ohne daß sie irgend Jemand mühsam gepflegt hat. Aber du hättest es wol müssen einsehen, daß die Eier nicht in den Korb kommen konnten, ohne von Jemand hineingelegt zu seyn. Das kleine Mädchen ist lange nach denselben im Walde umhergelaufen. Du hast kein Recht, dir die Frucht ihrer Arbeit zuzueignen. Du mußt ihr also ihr Gut wieder geben, und da du das nicht mehr kannst, mußt du es ihr nach seinem Werthe im Gelde ersetzen. Dieser Werth beträgt gerade dein Zwei-Groschenstück. Sieh, mein Lieber, das ist noch der einzige Ausweg für dich. Sonst kann das kleine Mädchen mit Recht deine Blumen und deinen Hut behalten, bis du sie befriedigt hast.

A. Ach ja, l. V., ich sehe ein, daß ihr Urtheil gerecht ist. Da, liebes Mädchen, da hast du meine 2 Groschen. Sie gehören nun dir.

Das kl. M. (Giebt ihm Hut und Blumen.) Da, mein kleines Herrchen, haben Sie auch, was Ihnen gehört.

V. Komm, mein Sohn, es ist Zeit, nach Hause zu gehen. Nun folge mir, und hüte dich ins künftige, zu nehmen, was du findest, bevor du nicht weißt, obs auch Niemand gehört. Du siehst wohl, wie man Gefahr läuft, dabei seinen Hut oder seine 2 Groschen zu verlieren.

A. Ja, l. V.! Es soll mir dies zur Warnung dienen, ich versichere Sie; ich will dadurch für die Zukunft klüger geworden seyn.

Menschliches Betragen gegen Dienende.

Der Vater. Adrian, sein Sohn. Ein kleines Mädchen und ihre Mutter.

Adrian.

Ei, sehn Sie da, l. V., eine Kartoffel auf dem Wege. Da, noch eine; da noch recht viele!

Vater. Das sehe ich. Wer kann die wol verloren haben?

A. Ich weiß es nicht. Um uns sehe ich Niemand.

V. Ich auch nicht. Schade! Könnten wir doch den antreffen, der sie verloren hat, wir wollten sie ihm gern auflesen helfen, oder könnten ihm wenigstens sagen, daß sie da liegen.

A. Hier bleiben sie doch nicht liegen. Darf ich sie aufnehmen, l. V.? Wir wollen sie in die Küche tragen.

V. Nein, m. Lieber, sie gehören uns nicht. Sucht ihr rechtmäßiger Eigenthümer sie nicht auf, so gehen gewiß arme Leute genug hier vorüber, die sich des Funds freuen und ihn zu Abend verzehren.

A. Ich bitte, kommen Sie einmal her, l. V.! und sehn Sie dahin. Hinter diesem Gesträuch werde

ich ein kleines Mädchen gewahr. Die hat sicher die Kartoffeln verloren.

V. (Geht dem kl. M. näher). Was ist das, mein Töchterchen, warum weinst du?

Das kl. M. Ach, m. Herr! heute früh schickte mich meine Herrschaft in die Stadt, Kartoffeln zu kaufen; da sehn Sie nur den ganz vollen Sack (indem sie einen Sack auf der Erde neben ihr zeigt). Aber die Last ist mir zu schwer. Ich bin so matt, daß ich keinen Schritt mehr fort kann. Noch weiß ich nicht, wie ich nach Hause zurückkommen soll.

V. Wer ist denn dein Herr, und wo wohnt er?

Das kl. M. Mein Herr heißt Bertrand. Er ist Obsthändler. Sehn Sie die großen Bäume dort unten? Da wohnt er. Er läßt mich mein geringes Wochenlohn sauer verdienen. O weh, was bekomme ich für Schläge!

(Sie fängt an zu weinen und zu schluchzen.)

V. Weine nicht, liebes Kind! damit ist nichts gebessert. Wir wollen dir gern beistehen. Aber zuvor noch eins! Wir haben so viele Kartoffeln auf dem Wege liegen sehen, gehören sie etwa dir?

Das kl. M. Ja, mein Herr!

V. Hast du sie vielleicht gar weggeworfen?

Das kl. M. Freilich hab' ich's. Der Sack war so schwer! Ich warf ein wenig von meiner Last weg, um sie mir zu erleichtern. Ach! aber viel hat's mir nicht geholfen.

V. Aber, l. K.! daran thatst du sehr Unrecht. Diese Kartoffeln waren ja nicht dein Eigenthum. Sie gehörten deinem Herrn, der sie für sein Geld erkauft hat, und das Gut deines Herrn durftest du nicht wegwerfen. Geh, lies sie auf, und schütte sie wieder in

den Sack. Dann wollen wir sehen, mein Sohn und ich, wie wir dir behülflich seyn können.

(Das kleine Mädchen steht seufzend auf.)

A. Sie ist ganz ermattet, l. V.; erlauben Sie, daß ich ihr helfe.

V. Sehr gern, mein Sohn. Du thust ihr damit einen großen Dienst. Ich will unterdessen bei dem Sack bleiben.

(Adrian und das kleine Mädchen gehen fort, und beide lesen Kartoffeln auf.)

A. (der zuerst zurückkommt). Lieber Vater, mehr konnte mein Schnupftuch nicht fassen. Muß ich sie wieder in den Sack schütten?

V. Ja, m. Sohn.

(Das kleine Mädchen thut den Vorrath, den sie in der Schürze bringt, auch in den Sack.)

Das kl. M. Wie werde ichs nun anfangen, diese ganze Last fortzubringen?

A. Ach, hätt' ich doch gleich meinen Wagen hier, l. V., wir könnten dann die Last darauf legen, und ich wollte dem Mädchen gern ziehen helfen.

V. Das wäre wirklich ein gutes Mittel. Aber dein Wagen steht zu Hause.

A. Ja freilich, l. V., das bedaure ich eben. (Er versucht den Sack aufzunehmen.) O, wie ist der so schwer! Ich kann ihn nicht einmal aufheben.

V. Das glaube ich wol. Das kleine Mädchen kann ihn ja kaum tragen, ob sie gleich größer und stärker ist, als du. Ich aber kann ihn mit leichter Mühe aufladen. Ich werde ihn auf meinen Schultern forttragen, und so wollen wir das Mädchen begleiten.

Das kl. M. Ach, lieber Herr, Sie wollen ihn selbst tragen? Sie sind gar zu gütig.

V. Laß mich nur. (Er nimmt den Sack auf.) Komm, mein Kind! Geh voran, und zeige uns den Weg.

(Sie gehen zusammen einige Schritte.)

Das kl. M. Ach, l. Herr! ich bin verloren. Da kommt meine Mutter. Sie wird zanken und mich wol gar schlagen.

V. Nein, m. Kind, sei unbesorgt. Ich will ihr schon zureden.

D. Mtt. Nun, Mädchen, was ist das? Warum bleibst du so lange aus? Dein Herr ist sehr böse auf dich. Er schilt dich einen Faulpelz, der noch lauter Kinderpossen triebe. Du hast keine Zeit mehr zu verlieren. Wo sind denn die Kartoffeln, die du einkaufen solltest? Hast du keine?

Das kl. M. Verzeihung, l. Mutter, ich habe welche, und der gute Herr da .....

D. Mtt. Nun, was willst du sagen?

V. Gute Freundin, schmält eurer Tochter nicht. Sie hat nicht Schuld. Ist das eine Last für ein Kind? Wir trafen sie beinahe athemlos an. Sie war so ermattet, daß sie nicht einen Schritt mehr vorwärts gehen konnte. Da nahm ich ihren Sack, und sagte, ich wollte ihr ihn tragen.

D. Mtt. Was sehe ich, mein werthester Herr! Sie konnten so viel Güte haben?

(Sie nimmt den Sack auf den Kopf.)

V. Warum nicht, gute Freundin? Sind wir nicht alle dazu in der Welt, uns einander zu helfen? Sollte ich dies kleine Mädchen vor Schmerz weinen lassen, ohne ihr hülfreiche Hand zu leisten? Sagt einmal selbst, ich frage euch, wäre das nicht schlecht von mir gewesen?

D. Mtt. Ach, wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig, bester Herr! Es ist freilich wol wahr, ihr Herr ist ein wenig hart, und fordert von einem Kinde zu viel. Dieser Sack ist doch in der That zu schwer für sie. Man darf ihr keine Vorwürfe deshalb machen. Gieb dich zufrieden, armes Lenchen. Du sollst nicht wieder zu deinem Herrn gehen. Ich will dich anderswo unterbringen, wo man mehr Mitleiden hat. Danke diesem trefflichen Herrn recht sehr für seine gütige Unterstützung. Du kannst nur gerade nach Hause gehen. Ich will die Kartoffeln selbst zu Bertrand bringen, und ihm sagen, daß du für seinen Dienst danken müßtest.

V. Ja, liebe Frau, macht eurer Tochter einen andern Herrn aus, der mehr Verstand und Gefühl hat. Die Herren, welche ihre Diener nicht mit Schonung behandeln, und ihnen ohne alles Mitleid Arbeiten auflegen, die über ihre Kräfte gehen, verdienen's, daß man nicht länger bei ihnen bleibt.

Der Diebstahl.

Die Mutter. Maximin, ihr Sohn. Minchen, ihre Nichte.

Minchen. (Kommt eben herein.)

Guten Morgen, liebe Tante. Guten Morgen, Maximin.

Maximin. (Kalt). Guten Morgen, Cousine.

Minch. Ei, was du da für hübsche Sachen hast, l. Vetter! Willst du wol etwas mit mir spielen?

Max.

Max. Nein, ich danke dir.

(Er nimmt mit unruhigen Mienen alle seine Spielsachen zusammen.)

Minch. O, mein lieber Maximin, ich bitte, laß sie mich nur ansehen.

Max. Nein, Minchen, ich bedaure es, aber ich kann nicht.

(Er legt alle seine Spielsachen in ein Schubfach, verschließt es sorgfältig, bleibt vor der Commode stehen, und sieht Minchen sehr bedeutend an.)

Minch. Wie geht das zu, l. Vetter, daß du mich nicht mehr mit dir spielen läßt? Hübsch ists wenigstens nicht. Nicht wahr, l. Tante? Sagen Sie ihm doch, ich bitte Sie, daß er mich seine Spielsachen einen Augenblick ansehen läßt.

Mtt. Höre nur, liebe Nichte, Maximin hat so ganz Unrecht nicht, wenn er dir nicht erlauben will, mit ihm zu spielen. Du nahmst ihm gestern sein kleines Glöckchen.

Minch. (Bestürzt). Ich, liebe Tante?

Mtt. Ja, du, ich weiß daß du es ihm nahmst, ohne daß ers merkte. Ich weiß, daß du es mitnahmest. Und statt es ihm diesen Morgen wieder zu geben, als er dich darum bitten ließ, gabst du dem Bedienten zur Antwort, du wüßtest gar nicht, was er haben wollte.

Minch. (Erröthend). Meine liebe Tante, ich bitte sehr um Verzeihung. Ich wills nicht mehr thun, und Morgen spätstens will ich das Glöckchen wiederbringen.

Mtt. Das rathe ich dir auch, Minchen, sonst sage ichs deiner Mutter, und du wirst dafür hart gestraft werden. Weißt du wol, daß es abscheulich ist, etwas wegzunehmen, was nicht dein ist? Daß man

das eigentlich stehlen nennt? — Eins der schimpflichsten Laster!

Minch. Ach, meine liebe Tante, Sie machen mich ganz und gar schamroth.

Mtt. Wirst du dich also wol noch wundern, daß mein Sohn nichts mehr mit dir zu thun haben will? Ist es nicht deine Schuld? Du kannst es selbst beurtheilen. Wann dein Cousinchen Adelaide zu mir kommt, ist Maximin ganz vergnügt. Er läuft ihr entgegen, umarmt sie, reicht ihr alle Spielsachen hin, die sie haben will, und sie spielen den ganzen Abend ruhig und vergnügt zusammen. Maximin kennt Adelaiden als ein kleines artiges Mädchen, die sich schämen würde, einem Andern die geringste Kleinigkeit heimlich zu entwenden. Mit dir ist es ein ganz anderer Fall. Mein Sohn wird traurig, wenn er dich kommen sieht. Alle seine Vergnügungen sind mit einem male unterbrochen, weil er dir nicht traut, und immer fürchtet, du möchtest ihm unter dem Vorwande, mit ihm spielen zu wollen, seine Spielsachen nehmen.

Minch. Aber, liebe Tante.....

Mtt. Was könntest du noch zu sagen haben? Antworte mir nur. Erinnerst du dich noch des Tages, an dem dir Cecilie deine Puppenkleider wegnahm?

Minch. Ach ja, ich erinnere mich. Sie nahm sie mir, weil, wie sie sagte, ihre Puppe die ihrigen verloren hätte.

Mtt. Warlich, das ist ein schöner Vorwand. Und was thatst du, als sie ein andermal wiederkam, um mit dir zu spielen?

Minch. Ich gab sorgfältig Acht, daß sie meine Sachen nicht anrührte. So wie ich sie die geringste Kleinigkeit betasten sah, riß ich sie ihr gleich aus den

Händen,

Händen, oder verließ sie kein Auge, so lange sie sie hatte.

Mtt. Sage mir, fandest du Vergnügen am Spiel bei der Furcht, etwas von deinen Spielsachen verschwinden zu sehen? Konntest du einen Augenblick ruhig bleiben, so länge Cecilie im Zimmer war?

Minch. Nein, l. Tante, das muß ich gestehen. Ich hätte vor Unruhe und Mißmuth während ihres Besuchs umkommen mögen; und ich fühlte mich nicht eher wieder froh, als bis sie fort war.

Mtt. Nun frage ich dich, Minchen, ist das nicht der nämliche Fall mit Maximin? Muß er nicht über dich eben so unruhig seyn, wie du über Cecilie? Muß er nicht mißmüthig bei dir seyn, und sich nach deinem Weggehen sehnen? Du hast selbst gesehen, wie ers sich bei deinem Eintritt angelegen seyn ließ, alle seine Spielsachen zu verschließen. Du siehst jetzt, wie langweilig es ihm ist, vor seiner Commode Schildwach zu stehen, ohne sich einen Schritt weg zu wagen, weil er fürchtet, du möchtest den Augenblick nutzen, ihm etwas wegzunehmen. Kann ihm das angenehm seyn?

Minch. Nein, liebe Tante, das gebe ich gern zu.

Mtt. Und wenn deine Freundinnen jemals erfahren, daß du stiehlst, was doch einmal nicht fehlen kann; werden sie's nicht alle machen, wie Maximin? Du magst hingehn, wohin du willst, jeder wird seine Sachen sorgfältig verschließen, und immer auf dich Acht geben, ob du vielleicht etwas mitnimmst. Niemand wird dich mehr in seiner Gesellschaft dulden mögen. Alle Vergnügungen werden aufhören, so bald du kommst. Du wirst in einem Winkel allein bleiben und vor Langerweile verschmachten müssen. Und was noch das übelste ist, Niemand wird mehr Achtung noch Freundschaft für dich hegen,

hegen, Jedermann wird auf der Straße mit Fingern auf dich weisen, als auf einen Dieb.

Minch. Ach, meine liebe Tante, das soll nie wieder geschehen, ich versichere Sie. Ich will mich bessern.

Mtt. Denke in Zukunft wohl daran. Diesmal will ichs deiner Mutter nicht sagen, und Maximin zureden, daß er seinen Gespielen davon nichts bekannt macht.

Minch. Ach ja, l. Vetter, ich bitte dich, sag' es Niemanden. Ich will dir dein Glöckchen wiedergeben, und einen hübschen Beutel obenein, worin du dein Geld verwahren kannst.

Max. Nein, deinen Beutel mag ich nicht. Gieb mir nur mein Glöckchen wieder.

Mtt. Sei unbesorgt, Minchen. Maximin wird das Geheimniß für sich behalten, in der Hoffnung, daß du dich unfehlbar bessern wirst. Wenn er aber den Beutel annähme, mit dessen Anerbieten du sein Stillschweigen zu erkaufen gedenkst, so würde deine Schuld halb auf ihn zurückfallen, und ich würde ihn nicht mehr lieb haben. Darum weiß ichs ihm Dank, daß er es dir abgeschlagen hat. Und nun wiederhole ichs dir noch einmal: nimm dich wohl in Acht, dir noch einmal so etwas zu Schulden kommen zu lassen. Thätest du es noch einmal, so müßte ichs deiner Mutter sagen, und sie sogar bitten, dich aufs härteste zu bestrafen, denn um alles in der Welt möchte ich keinen Dieb unter meinen Verwandten haben. Du aber, Maximin, hast nun nichts mehr von Minchen zu fürchten, und kannst mit ihr ganz sicher spielen.

Max. Ja, Mütterchen, auf Ihr Wort thue ichs gern. Ich setze kein Mißtrauen weiter in Minchen.

Die

Die Arbeit.

Der Vater. Adrian, sein Sohn.

Adrian.

Sehn Sie da, l. V., was das für ein hübsches kleines Kind ist, das die Frau da auf ihren Armen trägt. Es gleicht meinem kleinen Bruder Alexander.

Vater. Es ist sehr hübsch, in der That. Sieh auch einmal das kleine Mädchen da, das neben seiner Mutter sitzt. Es hat die schönste Farbe von der Welt.

A. Ja, l. V., wie Pauline.

V. Da ist noch eins im Winkel. Gewiß das ältere. Es arbeitet so ämsig, daß es nicht einmal ein Auge nach uns herwendet.

A. Es giebt mir eine gute Lehre.

V. Ich dächte, die Frau müßte sehr zufrieden seyn, so hübsche Kinder zu haben; und doch sieht sie traurig aus.

A. Vater, ich glaube, sie weint.

V. Sie weint wirklich. Ich muß sie doch fragen, warum.

A. Ja, ja, vielleicht können wir ihr helfen.

V. (Geht auf die arme Frau zu). Guten Tag, liebe Frau. Ihr habt da recht hübsche Kinder.

D. Fr. (Seufzend, ihren kleinen Sohn an das Herz drückend). Ach, mein Herr! Ich liebe sie auch herzlich.

(Sie trocknet ihre Thränen ab.)

V. Warum denn so betrübt?

D. Fr.

D. Fr. Ach, mein Herr! Diese armen Kinder haben heut den ganzen Tag nach Brod geschrieen, und ich kann ihnen nicht einen Bissen geben. Mein Mann ist 3 Monat krank. Ich habe all' meine Haabe für ihn verwandt. Ich habe mein Hausgeräth, ein Stück nach dem andern verkaufen müssen. Mein Mann kann nicht einen Augenblick außer dem Bett bleiben, und diese beiden Kinder muß ich noch tragen. Das da, welches Sie spinnen sehn, ist ein guter Junge. Er thut sein Mögliches, uns etwas zu verdienen. Aber wie viel kann man in seinem Alter thun? Er ist noch zu klein, erst 6 Jahre alt.

(Der kleine Knabe wischt sich mit umgekehrter Hand die Thränen aus den Augen, und arbeitet dann mit neuer Aemsigkeit fort.)

Die strenge Jahreszeit kommt zu unserm Elend noch dazu. Ach, wie viel werde ich den langen Winter hindurch noch mit Mann und Kindern ausstehen müssen!

(Ihr Haupt sinkt nieder auf das Söhnchen, das sie an ihr Herz drückt, und sie fängt an zu schluchzen.)

A. O, l. V., die arme Frau, sie jammert mich! Die Mutter hat mir 16 Gr. gegeben, womit ich machen kann, was ich will. Erlauben Sie mir, sie dieser armen Familie zu geben?

V. Sehr gern, mein Kind.

A. (Hüpft vor Freude.) O, l. V., ich danke Ihnen dafür!

(Er greift schnell in seine Tasche.)

Da, liebe Frau, da nehmt die 16 Groschen. Kauft Brod dafür, und gebt euren Kindern zu essen.

Der kl. Junge. (Verläßt sein Spinnrad, und küßt Adrian die Hand). Gottes Lohn, mein lieber kleiner

kleiner Herr, wir waren sehr hungrig. Mein Vater und meine Mutter sind zu bedauern.

(Er geht gleich wieder an seine Arbeit.)

A. (Thränen im Auge). Ach, l. V., daß ich nicht mehr habe! aber hätten Sie wol etwas für das arme Kind?

V. Du hast mir ein viel zu gutes Beispiel gegeben, mein Sohn, als daß ich ihm nicht folgen sollte. (Zu dem kleinen Jungen). Komm, liebes Kind, du bist mir als ein braver Junge lieb geworden, weil du so fleissig arbeitest, um deinen Vater und deine Mutter zu unterstützen. Sei immer so arbeitsam, und du wirst auch gewiß immer rechtschaffene Leute finden, die dir forthelfen werden. Fleißigen Kindern ist man gut; aber mit faulen hat kein Mensch Mitleiden. Da hast du noch einen Thaler. Gieb ihn deiner Mutter, die dafür Brod kaufen wird. Wir werden euch alle Woche einmal besuchen.

D. Fr. Ich danke Ihnen hundert tausend mal, mein bester Herr! Jetzt bin ich im Stande meinem Manne etwas zur Stärkung zu geben.

V. Noch eins. Habt ihr denn aber auch einen guten Arzt bei dem Kranken?

D. Fr. Ja, mein Herr, Gott sei Dank, einen sehr guten Arzt haben wir gegenwärtig. Er wohnt da gegen über. Ein würdiger Mann. Seit 3 Wochen besucht er meinen Mann täglich. Ich kann Sie versichern, er behandelt ihn so sorgfältig, wie einen großen Herrn. Er kann nicht mehr thun.

V. Das freuet mich. Ein gefälliger Arzt ist der nützlichste Mensch für die Armen. Er kann viel Gutes thun und das mit sehr geringen Kosten. Woher bekommt ihr aber die Arznei?

D. Fr. Der rechtschaffene Herr giebt sie uns auch umsonst.

V. Ihr macht mir den Herrn sehr schätzbar.

D. Fr. Schade nur, daß er meinen Mann nicht gleich vom Anfang der Krankheit gesehen hat, er hätte ihm gewiß schon geholfen. Aber er ist erst seit einem Monat in unsere Nachbarschaft gezogen, und da lernt ich ihn von ungefähr kennen.

V. Befolgt nur, was er verordnen wird. In der jetzigen Jahrszeit erholt man sich so leicht nicht. Man muß Muth und Geduld haben.

D. Fr. Daran solls mir, hoffe ich, nicht fehlen. So lange ich denken kann, bin ich schon ans Erwarten und Dulden gewöhnt.

V. Es ist mir außerordentlich angenehm, euch so gefaßt zu sehen. Ich wünsche euch von ganzem Herzen eine bessere Lage. Wir werden euch bald einmal wieder unsern Besuch machen.

D. Fr. Sie sollen mich immer dankbar für ihre Güte finden.

(Zu dem kleinen Mädchen, das neben ihr sitzt.) Steh auf, Hannchen, küsse den Herren die Hand.

A. (Hannchen umarmend). Leb wohl, meine kleine Freundinn, lebt wohl, ihr Kinder, lebt wohl gute Frau. (Er geht ab mit seinem Vater.)

V. Adrian, was sagst du zu den unglücklichen Armen?

A. Ich bin nur froh, daß Sie ihnen etwas zu ihrem Troste gegeben haben.

V. Wenn arme Leute gern arbeiten wollen, aber nicht können, entweder weil sie krank sind, oder keine Arbeit bekommen, so ist es unsere Pflicht, sie nach Möglichkeit zu unterstützen. Sind sie aber faul, so leiden sie

für

für ihre Schuld. Sie verdienen alsdann kein Mitleiden, man muß sie leiden lassen, bis sie durch die Noth klug geworden sind. Sonst werden sie nur noch größere Müssiggänger und am Ende gar Bösewichter. Der kleine Junge, der am Spinnrad arbeitete, ist ein braves Kind; hast du wol bemerkt, wie reinlich er gekleidet war?

A. Ja, l. V.

V. Sanfte und fleißige Kinder sind gewöhnlich reinlich. An widerspenstigen und faulen aber ist alles unordentlich. Du siehst, wie lieb mir jenes Kind war. Sei dann, nach seinem Beispiel, ebenfalls geduldig, arbeitsam, reinlich und du wirst sehen, wie sich Jedermann über dich freuet.

A. Muß ich denn auch spinnen lernen, wie der kleine Knabe?

V. Nicht Jedermann ist zu derselben Arbeit bestimmt. Ein andermal, wenn du es besser wirst begreifen können, will ich dir die Ursache davon sagen. Jetzt ists genug, wenn du dich eifrig mit dem beschäftigst, was ich zu deiner Bildung nöthig finde. Diese wird einmal das Glück deines Lebens machen. Bis dahin wirst du mit Vergnügen mich von dir rühmen hören, wie die Frau immer von ihrem Sohn: es ist ein rechtschaffenes Kind, es thut alles, um seine Pflicht zu erfüllen. Und wird dich das nicht freuen?

A. Ja, l. V., weil Sie mich dann gewiß noch lieber haben werden.

Es ist nicht gut, um Kleinigkeiten zu schreien.

Die Mutter. Pauline, ihre Tochter.

Mutter.

Was giebts denn Pauline? Warum weinst du so sehr?

P. (Schluchzend). O, l. Mutter, ich wollte ein Glas Wasser auf den Tisch setzen, stieß mich an den Arm, und da fiel mir kaltes Wasser auf den Hals.

M. (Etwas spottend). Ists möglich?

P. Ja, l. M., ich versichere Sie.

M. Das war ein schreckliches Unglück. Das lohnte sich wol der Mühe, so aufzuschreien. Schämst du dich nicht, noch so sehr Kind zu seyn? Weißt du wol, daß du dir selbst sehr großen Schaden thust, wenn du so schreiest?

P. Wie so, Mütterchen?

M. Das will ich dir gleich sagen. Wenn ein Kind so laut aufschreiet, so ist nichts natürlicher, als daß man glaubt, es hat entweder großen Schaden genommen, oder ist in irgend einer Gefahr. Man eilt ihm dann schleunigst zu Hülfe. Wenn du dir nun angewöhnst, ohne Ursach zu schreien, und man erst merkt, daß es fast immer vergebliche Mühe ist, dir zu Hülfe zu eilen, so wird man endlich denken: da hätten wir den ganzen Tag zu thun, wenn wir Paulinen allemal, wenns ihr einfällt zu schreien, gefällig zu Hülfe eilen wollten. Daher wird man nie mehr auf dein Geschrei kommen, weil man immer glauben wird, es

ist doch nur eine Kleinigkeit, warum du alles in Bewegung setzest; und dann wirst du ohne Hülfe bleiben müssen.

P. Wenn ich aber derselben wirklich bedürfte, l. M.?

M. Wie soll man das wol errathen? Täglich zehnmal schreist du um nichts und wieder nichts; wie soll man denn gerade dasmal wissen, daß es nun ernstlich gemeint ist, und daß du wirklich Hülfe nöthig hast? Folglich darfst du ganz gewiß darauf rechnen, daß man gar nicht mehr auf dein Schreien Acht haben wird, so lange du die üble Gewohnheit hast, um jede Kleinigkeit loszuschreien. Mit deinem Bruder ist es ein ganz anderer Fall. Man weiß recht wohl, daß er nur im äußersten Nothfalle schreiet, daß man zu ihm kommen möge. Und wenn ers dann einmal thut, so ist das ein Zeichen, daß er der Hülfe sehr bedarf. Um dein Schreien hingegen, meine Tochter, darf man sich nicht kümmern. Man weiß ja nie, was es zu bedeuten hat, obs wegen einer Kleinigkeit oder wegen eines wirklichen Unfalls ist.

P. Das ist freilich wahr, l. M., ich sehe den Grund nun wohl ein.

M. Soll ich dir einmal sagen, was einem kleinen Jungen begegnete, der immer um nichts schrie, lauter noch als du?

P. Ich bitte darum, l. M.

M. Der kleine Schelm machte sich den schlechten Spaß, Andere durch seine Klagen zu beunruhigen. Bei dem kleinsten Vorfall erhob er ein so durchdringendes Geschrei, als wäre ihm, wer weiß was für Unglück begegnet; und kam man zu ihm, so war's nichts — ungefähr wie bei dir mit dem Wasserglase. Er schrie

oft ohne allen Grund, um nur die Leute in Unruhe zu setzen, und sie auszulachen, wenn sie zu ihm kamen. Bald lief er einmal recht schnell die Treppe hinab, und machte plötzlich mit den Füßen ein großes Geräusch, als ob er gefallen, als ob er gar von oben hinunterge- stürzt wäre, da er sich doch nur ganz sanft niedergelegt hatte. Bald schlug er recht stark auf den Tisch, wenn er sich vorher das Gesicht mit Kirschsaft beschmiert hatte, um den Schein zu haben, als hätte er sich ein großes Loch in den Kopf gefallen, und schwämme nun in seinem Blute. Anfangs eilte man sogleich auf sein Geschrei herbei. Aber schon mehrmals getäuscht ließ man sich dadurch nicht mehr stören, er mochte nachher mit den Füßen stampfen, sich wälzen und schreien so viel er wollte. Nun fiel's ihm einmal ein, eine Leiter hinaufzuklettern. Die Sprosse, worauf er stand, zerbrach, so daß er von oben herunter fiel, und sich ein Bein ganz verstauchte. Da schrie er, wie du leicht denken kannst, aus allen Kräften; aber man achtete darauf nicht, weil man nicht wußte, daß es jetzt ernstlich war. Er mußte auf der Erde liegen bleiben, denn mit dem verrenkten Fuße konnte er sich nicht aufrichten, und so stand er entsetzliche Schmerzen aus, bis endlich ein Bedienter ganz zufällig zu ihm kam. Dieser sahe es ihm gleich an den Mienen an, daß er jetzt nicht ohne Ursach schrie. Er nahm ihn gleich auf die Arme, trug ihn aufs Bett, und holte ihm einen Wundarzt. Sein Bein war unterdessen sehr angeschwollen, da er zu lange ohne Hülfe da gelegen hatte: und nun mußte er unendlich viel mehr ausstehen, als er ausgestanden haben würde, wenn man ihm sogleich zu Hülfe gekommen wäre. Es war sogar nicht mehr möglich, sein Bein ordentlich wieder einzurichten, und er mußte Zeitlebens

ein Krüppel bleiben. Nach diesem Unglück gewöhnte er sich zwar seinen bösen Fehler ab; aber leider etwas zu spät, wie du siehst.

P. Das hieß, seinen Fehler theuer büßen.

M. Merk' es dir also wohl, Pauline, und laß dir das Beispiel des unglücklichen Kleinen zur Warnung dienen, ehe du in einen ähnlichen Unfall geräthst. Ich weiß wol, du schreiest nicht um uns Unruhe oder Furcht einzujagen, aber deine Kinderei könnte leicht eben so schlimme Folgen haben, wie sein Betrug. Man kann alsdann so wenig bei dir, als bei ihm wissen, ob du um einer Kleinigkeit willen schreiest, oder ob du wirklich Hülfe nöthig hast: folglich würdest du, so wie er, ohne Beistand bleiben. Wäre man erst öfter durch dein Schreien betrogen, so würde man darauf so wenig achten, wie auf die Rede eines Kindes, das sich das Lügen angewöhnt hat, aus dessen Wort man sich nichts macht, selbst wenn es die Wahrheit sagt, weil man nicht mehr wissen kann, ob es sich wirklich so verhält. Lerne also kleine Unfälle geduldig und ohne Geschrei ertragen, damit man dir um so eher zu Hülfe kommt, wenn du derselben wirklich bedarfst.

P. Ja, l. M. Ich danke für Ihre Belehrung.

Das Gewissen.

M. Pauline, wenn du mit deinem Bruder spielst, der doch kleiner und schwächer ist als du, und du übereilst dich so, daß du ihm etwas gewaltsam wegnimmst, oder ihn schlägst, kurz, ihm Verdruß machst; fühlst du nicht bei dir selbst, daß du übel gehandelt hast, und

und bedauerst du es nicht bald hinterher, dich so unwürdig betragen zu haben?

P. Ja, l. M. das muß ich gestehen; ich bin dann nicht mehr so froh als vorher, und ich zürne auf mich selbst wegen eines so schlechten Betragens.

M. Und wenn du in einem Anfall von Widerwillen gegen ihn, in seine Kammer gingest, während er nicht darin wäre, und um ihn zu kränken, die Spielsachen ins Feuer würfest, woran er sein Vergnügen hat; würdest du nicht bald eine geheime Unruhe empfinden, als wenn du vor Jemand Furcht hättest, ob du gleich deinen Streich allein ausführtest, und also keine Strafe zu fürchten brauchtest?

P. Ganz recht, so ists in solchem Falle, l. M.!

M. Es scheint beinahe, nach deiner lebhaften Antwort zu schließen, als hättest du schon einen Streich der Art ausgeübt.

P. Ach, Mütterchen, Ihr Argwohn ist leider gegründet. Ich will Ihnen meinen bösen Streich gleich erzählen. Gestern Abends wollte mir Henriette ihr Puppenhalstuch nicht leihen, das ich doch gern meiner Puppe umthun wollte. Ich war deshalb sehr böse, aber ohne ein Wort zu sagen. Da indessen meine Schwester aus dem Zimmer gegangen war, nahm ich das Tuch, und warf es auf die Straße, mit den Worten: da hast du's nun, Jüngferchen, da sieh nun, was du davon hast. Du wolltest mir dein Tuch nicht geben, du sollst es nun auch nicht mehr haben, und deine Puppe solls künftig eben so wol entbehren, wie die meinige.

M. Ich will nicht weiter schmählen, Pauline, weil du mir deinen Fehler frei gestanden hast, und ihn aufrichtig zu bereuen scheinst.

P.

P. Ach ja, Mütterchen, ich kanns Ihnen gar nicht sagen, wie sehr es mir jetzt leid thut. Aber noch nicht genug; ich will mich dafür selbst strafen, und meiner Schwester das schönste Tuch von meiner Puppe geben.

M. Das wird sehr wohl gethan seyn, und zwar je eher je besser. Ich freue mich, daß du von selbst darauf gefallen bist. Wenn man Jemand Unrecht gethan hat, so muß mans immer so bald als möglich wieder gut machen. Aber auf unser Gespräch zu kommen. Du hast es schon erfahren, daß man unwillig über sich selbst wird, so oft man Böses gethan hat, und wenn auch Niemand Zeuge davon gewesen war, und man also keine Ursach hat, Strafe dafür zu fürchten. Niemand konnte wissen, daß du das Schnupftuch deiner Schwester auf die Straße geworfen hattest, und doch that es dir leid.

P. Ach, wenn ichs nur bedauert hätte, l. M.!

M. Im Gegentheil nun, wenn du aus eigner Bewegung etwas für deine Schwester thust, was ihr Vergnügen macht; wenn du deinen kleinen Bruder Gefahr laufen siehst, gleich das Spiel liegen läßest und ihm zu Hülfe eilst; wenn du auf der Straße einem armen alten Mann begegnest, der Hungers sterben möchte, und mit ihm dein Frühstück theilst: fühlst du nicht bei dir selbst, wie du wohl gethan hast, und wie froh du bist, so gehandelt zu haben?

P. Ja, recht sehr, l. M. Das ist ein großes Vergnügen.

M. Und genießest du das Vergnügen nicht, obgleich kein Mensch zugegen war, der dir sagen konnte, wie vortreflich das wäre?

P. Ja wohl, eben so sehr, l. M.

M. Du fühltest also bei dir selbst, daß es gut war, so zu handeln. Wenn du lieber fortgespielt hättest, als deinem Bruder zu Hülfe gelaufen wärest, so hätte ich auf die Art recht gehabt, dich auszuschelten, und dir zu sagen: Wie, Pauline, du konntest verhindern, daß sich dein Bruder verwundete, und thatst es nicht! Das ist sehr schlecht von dir.

P. Ja, l. M., ich fühle etwas in mir, das mir sagt, ich würde alsdenn ihre Vorwürfe verdienen.

M. Gut, liebe Pauline, diese Empfindung der Unzufriedenheit und Reue über das Böse, was wir gethan haben, diese Empfindung der Zufriedenheit und Freude über das Gute, was wir thun, die Ueberzeugung, die wir haben, daß es unsere Pflicht ist, das eine zu lassen und das andere zu thun, nennt man mit einem Worte das Gewissen. Und diese Empfindungen, dieses Gewissen hat uns Gott in unser Herz geschrieben, damit wir in jedem Falle wissen können, was zu thun und zu lassen ist.

P. Ach, l. M., wenn Sie doch die Güte hätten, die Stelle des Gewissens bei mir zu vertreten, wenn ich dann nur immer erst Ihre Meinung vernommen hätte; so wüßte ich sicherer, was ich zu thun hätte.

M. Ich werde es mir zwar immer zur Pflicht machen, dich mit meinem Rath zu unterstützen; aber ich kann doch nicht täglich jeden Augenblick bei dir seyn. Du mußt daher bald lernen, dein eignes Gefühl zu Rathe zu ziehen, um deine Lebensweise zu ordnen.

P. Ich verspreche Ihnen aufrichtigst, nichts Wichtiges zu thun, ohne seine Stimme zu hören.

M. Ja, meine liebe Tochter, solltest du künftig etwas thun wollen, und du fühltest bei dir selbst, daß

es übel wäre, und daß du es hinterher bereuen würdest; so thu'es nicht, so große Lust du auch dazu im ersten Augenblick haben magst. Nach einem Augenblick befriedigter Lust könntest du Stunden, Tage und in wichtigern Fällen sogar ganze Jahre lang ein trauriges Herz mit dir umhertragen. Du hast es schon an Henriettens Puppentuche erfahren. In dem Augenblick, da du es auf die Straße warfst, hattest du vielleicht einiges Vergnügen, daß du doch deinen Aerger nun ausgelassen hattest; aber wie oft hast du dich nicht nachher noch schämen müssen, wenn du an diese schlechte Handlung zurückdachtest?

P. Die ganze Nacht konnte ich deshalb nicht schlafen.

M. Die Gefühle von Unruhe und Betrübniß, die du dabei hattest, sind also weit empfindlicher, als diejenigen, welche dich beherrschten, da du deine Rache ausliessest; nicht wahr?

P. Ach, l. M., diese kommen gegen jene gar nicht in Betracht.

M. Ich will dir noch ein anderes Beispiel anführen. Gesetzt, ein kleiner Junge hätte große Lust Steckenpferd zu spielen, hätte aber selbst keins, und sähe auch keinen Ausweg, eins zu bekommen; nähme es also einem seiner Gespielen weg, dann hätte er ja ein Pferd zum Spielen, würde er aber darum wol glücklicher seyn?

P. Doch wenigstens recht froh über den Besitz eines hübschen Pferdes, l. M.

M. Ja, vielleicht im ersten Augenblick. Laß uns aber einmal weiter auf den Erfolg sehen. Würde die Sache etwa entdeckt, so siehst du ganz wohl, daß

seine Freude ein Ende haben, und daß er deren Genuß theuer bezahlen müssen würde.

P. Freilich wol, l. M., aber wenn es nun Niemand erführe?

M. Er selbst wüßte es ja doch immer, und könnte es sich selbst nicht verzeihen. Er könnte nie damit spielen, ohne daß ihm sogleich beifiele: das ist gestohlne Waare. Wenns meine Kammeraden erfahren sollten, wie verächtlich würden sie mich ansehen, und mich nicht mehr unter sich leiden wollen, weil ich ein Dieb bin: und wenn es auch Niemand erfahren sollte, so muß ich mich nichts desto weniger selbst verachten. Glaubst du wol, daß ein kleiner Junge bei diesen traurigen Gedanken noch einiges Vergnügen am Steckenpferde finden könnte?

P. Nein, das glaube ich nicht.

M. Und dann, wie würde er beständig in Angst leben, weil er fürchten müßte, entdeckt zu werden und seine Niederträchtigkeit bestraft zu sehen. Er würde sich nur allein mit seinem Pferd zu spielen getrauen; bei dem geringsten Geräusch, das er vernähme, würde ers in einen Winkel verstecken müssen und sich selbst dazu. Erwäge das alles wohl, und sage mir dann, ob ihm dies Pferd nicht in der That mehr Schmerz als Freude machen würde?

P. Daran ist gar nicht zu zweifeln, l. M.

M. Aus dem eben Gesagten siehst du, meine liebe Pauline, daß Gott, der uns wie seine Kinder liebt, und weiß, daß wir nur beim Gutesthun glücklich seyn können, in unsere Herzen ein Gefühl gelegt hat, das wir nicht ersticken können, und das uns vom

Bö-

Bösen zurückhält, und dadurch von unserm Unglück. Ja, er hat noch mehr gethan. Er hat gewollt, daß das, was in uns vorgeht, dem Anblick Anderer nicht verborgen bleibt, um uns dadurch noch mehr vom Bösen abzuhalten.

P. Wie bleibt denn das aber nicht verborgen, l. M.?

M. Du kannst es, z. B. an Kindern sehen, welche eine Lüge sagen. Ohne daß noch Jemand wissen kann, ob ihre Reden Unwahrheiten sind, können sie sich nicht enthalten zu stottern und zu erröthen, aus Schamgefühl, das sich in unserm Herzen regt, wenn wir uns etwas zu Schulden kommen lassen. Hast du die kleine Agathe nicht gesehn, wann sie lügt?

P. Ja, l. M. Noch gestern; sie erzählte etwas von ihrem Bruder, das nicht wahr war. So wie sie sich in Lügen verwickelte, fing sie an zu stocken, und ihre Backen wurden feuerroth. Dann sagte ihr ihre Tante: Pfui, Agathe, wie konntest du das sagen? Schämst du dich nicht, so zu lügen? Sie mußte gestehen, daß sie ihren Bruder belogen hatte; und das war sehr gut für den armen Unschuldigen, denn er würde sonst einen derben Verweis bekommen haben, wenn man geglaubt hätte, was Agathe von ihm sagte.

M. Sieh' also, wie heilsam es ist, daß uns Gott ein inneres Gefühl gegeben hat, das sich äusserlich offenbart, nicht allein um uns vom Bösen abzuhalten, durch Furcht entdeckt zu werden; sondern auch, wenn wir dennoch Böses thun, dadurch, daß es sich selbst verräth, zu verhindern, daß Andere nicht darunter leiden.

P. Ach, das fühle ich, l. M.

M. Wenn du erst größer seyn und die Menschen mehr kennen lernen wirst, so wirst du erfahren, daß sie nach einer begangenen schlechten That allemal unruhig, finster und verlegen werden, und wenn auch kein Mensch auf der Welt sie dafür bestrafen könnte. Sie wissen, daß sie ihre Strafe verdient haben, und wenn sie dieselbe auch nicht von Menschen bekommen, daß sie sie doch früher oder später einmal von Gott bekommen werden. Wie ich dir sagte: der himmlische Vater hat gewollt, daß wir auf Erden glücklich seyn sollen, und hat unser Glück mit der Ausübung des Guten verbunden. Dein Vater und ich, wir sind immer darauf bedacht, dich durch unsere Lehren von allem abzuhalten, was dein Glück stören könnte: und so wacht auch Gott, unser und aller Menschen Vater, über uns, indem er uns durch unser Gewissen von allem zurückhält, was uns unglücklich machen könnte. Wenn es nun deine Pflicht ist, unsern Rath zu hören und zu befolgen; sind wir nicht noch um so viel stärker verpflichtet, den Rath Gottes zu hören und zu befolgen? Und wären wir nicht doppelt strafwürdig, wenn wir uns des Bösen schuldig machten? Dann könnte uns nichts zur Entschuldigung dienen, wir könnten nicht vorwenden: Ich wußte nicht, daß ich Böses that, denn wir wußten es, und haben es dennoch nicht unterlassen. Ist ein solches Betragen nicht sehr strafbar?

P. Dagegen kann ich nichts einwenden, l. M.

M. Erinnere dich also immer, meine liebe Tochter, daß die Stimme deines Gewissens Gottes Stimme ist, die dir zuruft, um dich vorher zu lehren, was du

thun

thun oder lassen sollst. Gehorchst du dieser Stimme nicht, so bist du Gott selbst ungehorsam. Und würde das nicht der schnödeste Undank von dir gegen den seyn, der dir so viel Gutes erzeigt hat, der nicht aufhört, dich dessen täglich theilhaftig zu machen, und der für alle seine Wohlthaten keinen Dank weiter verlangt, als den, sie zu deinem Glücke und zur Beglückung deines Nächsten zu verwenden, um täglich neue Ursach zu finden, ihn zu lieben? —

P. Nein, l. M., undankbar will ich nicht seyn.

M. Nach dem Eindrucke, den diese Unterhaltung auf dich gemacht hat, fürchte ich auch nicht, daß du es werden wirst. Bisher habe ich dich aber nur durch zarte Gefühle zur Liebe des Guten zu erwecken gesucht; nun muß ich dir aber auch noch Abscheu vor dem Bösen beibringen, durch eine Erzählung, die dazu ganz geeignet ist.

P. Auch die wünschte ich zu hören, l. M.

M. So höre denn. Ein sehr reicher Juwelenhändler mußte eine Reise in Handelsgeschäften unternehmen. Er reiste ab in Begleitung eines einzigen Bedienten, und nahm für eine sehr große Summe kostbare Edelgesteine im Felleisen mit. Der hohe Werth dieses Schatzes führte seinen ungetreuen Bedienten in Versuchung. Da er gerade seinem Herrn an einem abgelegenen Ort vom Pferde half, griff er nach einer kleinen Pistole, die er im Gürtel bei sich trug, zerschoß ihm den Kopf, band einen großen Stein an seinen Hals, und warf ihn in einen nahe am Wege vorüberfließenden Strom. Dann ließ er gleich sein Pferd

in den Wald laufen, bestieg das Pferd des Herrn, das mit den Edelgesteinen beladen war, ging über Meer, und lebte verborgen in einer kleinen Stadt in England, wo er glauben konnte, nie entdeckt zu werden. Aus Furcht, gar zu sehr bemerkt zu werden, machte er seine erste Einrichtung nur mittelmäßig, und war listig genug, sie allmählig zu erweitern. So fiels keinem besonders auf, als er nach einigen Jahren einen glänzenden Staat führte, den er seiner fleißigen Arbeit, Sparsamkeit und Geschicklichkeit zu verdanken das Ansehen hatte. Dieses sein äusseres Betragen erwarb ihm großes Ansehen, so daß man kein Bedenken trug, ihm eins der reichsten Mädchen aus der Stadt zur Gattin zu geben; und weil er sich immer menschenfreundlich und großmüthig betrug, wurde er einstimmig zu den ersten Ehrenstellen erhoben. Lange Zeit spielte er seine Rolle gut, und schien glücklich in seinem neuen Stande, bis man einmal, da er mit den übrigen Richtern als Präsident versammelt war, einen Menschen vorführte, den man beschuldigte, er habe seinen Herrn ermordet, um ihn auszuplündern. Man verhörte die Zeugen, und nach ihren Aussagen erklärten die Geschwornen den Menschen für schuldig. Die Versammlung erwartete in feierlicher Stille vom Präsidenten den Ausspruch des Todesurtheils. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Plötzlich sieht man ihn sich verfärben, die Hände gen Himmel aufheben, und eine tiefe Niedergeschlagenheit mit außerordentlich heftigen Bewegungen bei ihm abwechseln. Endlich springt er zur großen Verwunderung aller Anwesenden von seinem Stuhle auf, stellt sich eiligst neben den Schuldigen, und redet die Richter also an: Meine Herren, Sie sehen ein wunderbares Beispiel

spiel der gerechten Strafe des Himmels vor sich. Nach dreizehnjährigen Stillschweigen giebt die Stimme des Gewissens einen Menschen an, der desselben Verbrechens mit dem eben überwiesenen Unglücklichen schuldig ist. Darauf erzählte er seinen begangenen Mord, und schilderte lebhaft den schwärzesten Undank gegen seinen Herrn, der ihn aus dem Staube gehoben, und immer das größte Zutrauen in ihn gesetzt hatte. Er sagte, auf welche Art er sich dem Arme der menschlichen Gerechtigkeit entzogen, und wie er so lange die Achtung und Zuneigung der ganzen Gegend durch seine Verstellung erschlichen hätte. Jetzt, fügte er noch hinzu, war dieser Unglückliche kaum vor dem Richtstuhl erschienen, als die Umstände des Verbrechens, dessen er überführt wurde, mir das meinige in seiner ganzen Abscheulichkeit vorstellten. Die Hand der göttlichen Strafgerechtigkeit hat mich getroffen. Meine Schandthat hat sich mir unter dem schrecklichsten Anblick wieder vor Augen gestellt, so daß ich das Todesurtheil nicht über einen Menschen aussprechen kann, der weniger als ich verschuldet hat, ohne mich vorher selbst angeklagt zu haben. Ich werde die Qualen meines Gewissens nicht los, und muß Sie bitten, mich mit ihm zu bestrafen. Ich erkläre hiermit vor dem höchsten Richter über alle Richter der Erde, daß ich der härtesten Strafe werth bin; und bitte nur um die einzige Gnade, meinen Tod zu beschleunigen.

Nach diesen Worten fiel er todtenbleich und sprachlos den Richtern zu Füßen. Er war seiner Vernunft gar nicht mehr mächtig. Ein heftiger Wahnsinn überfiel ihn. Man mußte ihn in ein Zuchthaus bringen

und ihn in Ketten legen, damit er sich bei den beständigen Anfällen von Wuth nicht selbst entleiben möchte. Er lebte noch mehrere Jahre von Gewissensbissen gefoltert, die ihm den Verstand geraubt und das Herz zerrissen hatten. — Schreckliche Lehre, die uns die Vorsehung giebt, damit wir lernen, daß in Bestrafung unserer Schandthaten kein Richter unerbittlicher ist, als unser Gewissen.

Lieder für Mädchen

zur

Unterhaltung in den Arbeitsstunden.

Ein Anhang

zu Funke's Lesebuch für Töchterschulen.

An ein kleines Mädchen.

Tanze, liebe Kleine, hüpfe
Durch dies Leben froh und frei;
Und des Lebens Kummer schlüpfe,
Liebchen, leicht bei dir vorbei!

Fühle jede reine Freude!
Oefne deine kleine Brust
Jeder Wonn' im Rosenkleide,
Jeder frommen Jugendlust!

Brich, o Klein', in deinem Lenze
Blümchen dir bei jedem Schritt!
Pflücke, binde sie, und kränze
Deine kleine Stirn damit.

Denn, nicht immer wirst du spielen,
Ach, dein Frühling fährt dahin! —
Noch ist's Zeit, ihn ganz zu fühlen;
Fühl' ihn, kleine Spielerin!

Der kurze Frühling.

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Laßt euch nicht die Zeit betrügen,
Laßt euch nicht die Jugend täuschen!
Zeit und Jugend flechten Kränze
Aus gar zarten Blumen.
Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Schnell entfliegen unsre Jahre;
Und wo sind sie hin entflogen? —
Keine Seufzer, keine Thränen
Bringen sie uns wieder.
Frühling ꝛc.

Frühling währt nicht immer, Mädchen!
Frühling währt nicht immer.
Glaubt ihr, daß des Tages Glocke
Euch zu Morgenspielen rufet:
Ist es schon die Abendglocke,
Die das Spiel geendet.
Frühling ꝛc.

Frühling währt nicht immer, Mädchen!
Frühling währt nicht immer.
Freut euch, weil ihr freun euch könnet;
Lernt das Gute, Gutes liebet,
Eh' das Alter eure goldnen
Haare schnell versilbert.
Frühling ꝛc.

Die Langeschläferin.

Steh auf, du faules Mädchen du,
Der Hahn hat längst schon ausgekräht;
Die Sonne, die nicht träge geht,
Jagt schon dem hellen Mittag zu.

Du sagst: es ist noch finstre Nacht;
Ich seh' ja noch kein Sonnenlicht.
Ja freilich, freilich siehst du's nicht;
Nur erst die Augen aufgemacht!

Da sieh', kaum ist das Werk gethan,
Und es erhellt des Lichtes Glanz
Dich und dein träges Bette ganz;
Und du, du gähnst es blinzend an.

Die kleine Biene summt allein
Im Sonnenstral, von frühem Fleiß
Und unverdroßner Arbeit heiß,
Und trägt der Blumen Honig ein.

Das Frühstück hast du schon versäumt;
Die Schule ging schon längstens an.
Und, wer so lange schlafen kann,
Von dem wird auch der Tag verträumt.

Heraus dann, Mädchen, und hinein,
Frisch auf, hinein in dein Gewand,
Und Strumpf und Nadel in die Hand!
Sonst, wahrlich, schläfst du wieder ein.

Morgenlied im Mai.

Wie tönt um mich so süßer Schall!
Schon weckt die frühe Nachtigall
Den kühlen Maienmorgen;
Und froh begrüßt vom Vögelchor,
Steigt groß und hell die Sonn' empor,
Die kurz ihr Licht verborgen.

Die Lerch' erwacht auf frischer Au',
Und schüttelt sich den Perlenthau
Vom bräunlichen Gefieder;
Sie schwebt und glänzet, kaum gesehn,
Und trillert aus besonnten Höhn
Ihr Morgenlied hernieder.

Wohl auf, o neubelebtes Herz,
Der Sängerin dich himmelwärts
Mit Jubel nachzuschwingen!
Wohl auf, dem Herrn, der weit und breit
Allliebend Lust und Leben streut,
Dein Morgenlied zu singen!

Ja, dich, du Segensquell, erhebt,
Was nur ein halbes Leben lebt,
Und freut sich deiner Güte.
Dir zollt das niedre Veilchen Duft;
Dich preist, gesä't in blauer Luft,
Des Apfelbaumes Blüthe.

Der kleine Fisch im klaren See,
Der rege Wurm auf buntem Klee,
Dankt freudig dir sein Leben.

Dir dankt der laute Bienenschwarm,
Dir Schmetterlinge, frei vom Harm,
Die ihrer Hüll' entschweben.

Und hell aus tausend Kehlen schallt
Der Vögel Lied vom Birkenwald
Zu deines Thrones Stufen.
Durch deine Hand gesättigt, ruht
Im hohen Nest des Raben Brut,
Die früh dich angerufen.

Das Wild im grünen Dickicht preist
Dich, der's in dunkler Nacht gespeist,
Und legt auf Moos sich nieder.
Froh kehret Roß und Rind und Schaaf,
Froh kehrt der Mensch, erquickt vom Schlaf,
Zu Weid' und Arbeit wieder.

Auch ich, o Schöpfer, jauchz' empor
In deiner Schöpfung großem Chor
Mit Kraft zum Werk erquicket;
Da rings mein Auge, hell und frisch,
Ins tausendfache Lustgemisch
Belebter Wesen blicket!

O Gott, wie du, von Lieb' erfüllt,
Laß immer mich, dein Ebenbild,
Durchs Erdenleben wallen;
Und wann dies Leben einst verblüht,
Vollkommner, dir, mein Jubellied
Im Himmelschor erschallen!

Die Arbeitsstube.

Erstes Mädchen.

Ich sitze und nähe,
Und o! ich verstehe
Nun immer schon mehr.
Es rauschen die Bäume,
Ich sitze und säume,
Und freue mich sehr.

Zweites Mädchen.

Ich sitze, und pflücke
Mit allem Geschicke
Hier Fädchen heraus.
Das Zeug ist von Seide,
Vom ältlichen Kleide,
Verblichen und kraus.

Drittes Mädchen.

Ich sitze, und spinne
Mit fröhlichem Sinne
Baumwollenes Garn.
Schnell dreht sich die Spuhle,
Ich sitz' auf dem Stuhle,
Und lasse sie knarrn.

Viertes Mädchen.

Ich sitze, und winde
Geschwinde, geschwinde
Ein Knäuel mit Zwirn.
Und bring' ichs nach Hause,
So giebt es zum Schmause
Wol Aepfel und Birn.

Fünftes Mädchen.

Ich sitze, und stricke
Gar ämsig, und nicke
Der Nachbarin zu.
Fein hurtig, ihr Hände,
Viel muß noch zu Ende,
Der Strumpf muß noch zu.

Sechstes Mädchen.

Auch ich lerne stricken;
Es soll mir schon glücken
Mit Strumpfband und Strumpf.
O! wird es gelingen,
Wie werd' ich dann springen!
O! welcher Triumph!

Siebentes Mädchen.

Wer stricken will, stricke!
Ich sitze, und flicke
Mein Kleid mir zurecht;
Muß bessern und nähen,
So lang' es will gehen;
Die Zeiten sind schlecht.

Achtes Mädchen.

Vernünftig! — Ich stopfe
Mit hängendem Kopfe
Die Strümpfe mir heil.
Bald weiß ich's zu machen,
Ihr möget nur lachen;
Es ist mir nicht feil.

Alle.

Man muß sich in Zeiten
Auf alles bereiten
Und alles verstehn!
So darf man nicht wandern
Von Einem zum Andern
Und Hülfe erflehn.

Und während wir stricken,
Und nähen und flicken,
Horcht leise das Ohr.
Da giebt es zu hören
Viel nützliche Lehren;
Man lernt, wie zuvor.

So sitzen und schaffen
Wir alle, und gaffen
Nicht um uns herum.
Doch soll es gelingen,
So müssen wir singen,
Die Reihe herum.

Spinnlied.

Frisch, o Mädchen, dreht das Rad,
Schön Gewand zu weben!
Fein zum Staat
Spinnt den Draht,
Fein und fest und eben!

Lacht im warmen Kämmerlein,
Ob der Nordwind murre!
Uns erfreun
Schwänk' und Reihn
In des Rads Gesurre!

Mädchen, singt von Mädchentand,
Singt den Schlaf danieder!
Fuß und Hand
Fliegt gewandt
Nach dem Takt der Lieder!

Mädchen scherzen noch mit Fug,
Froh in Jugendfülle!
Früh genug
Alt und klug,
Trägt man einst die Brille!

Frisch, den Knockenflachs getrillt,
Fein, wie Sommerfädchen!
Heimchen, schrillt
Nicht so wild!
Wir sind wackre Mädchen!

Ein andres Spinnlied.

Was? Spinnst du? Fragte Nachbars Fritz;
Die Zeit dir zu vertreiben?
Dein Rädchen läuft ja wie der Blitz;
Das ließ ich schönstens bleiben.

Komm lieber her zu uns ins Spiel. —
Herr Fritz, das laß' ich bleiben;
Ich kann mir, wenn ers wissen will,
So auch die Zeit vertreiben.

Wozu mirs nütze? — Ei, wie fein!
Er muß doch wenig wissen;
Ließ er das viele Spielen seyn,
Würd' er nicht fragen müssen.

Für mein geliebtes Schwestern-Paar
Spinn ich zu Hemden Linnen:
Die Theurung wächst ja jedes Jahr;
Da muß man mit gewinnen.

Und wenn ich dann mein fertig Bund
Zur lieben Mutter trage,
So wägts die Mutter Pfund für Pfund
Auf unsrer Schaalenwaage.

Und, was sie sonst fürs Spinnen gab,
Bemerkt sie mit der Kreide,
Und zieht es für die Tochter ab
Zu einem neuen Kleide.

Drum geh' ich immer nett und rein,
Und nicht wie manche Mädchen;
Und sieh', das hab ich ganz allein
Hier durch mein liebes Rädchen.

Und sieh, die Mutter hat es gern,
Und mir, mir macht es Ehre:
So viel verlör' ich, seht, ihr Herrn,
Wenn ich nicht fleißig wäre.

Drum schnurre, liebes Rädchen, bald
Voll Fädchen meine Spuhle;
Der Winter kommt, und da ists kalt,
Und Schwestern gehn zur Schule.

Und wenn es dann die Leute sähn,
Daß sie vom Froste litten,
Wie würden sie dann auf mich schmähn!
Und das mögt' ich verbitten.

Noch ein Spinnlied.

Hurre, hurre, hurre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
Spinne, Mädchen, lang und fein,
Fleißig, fleißig mußt du seyn.
Alles ist jetzt theuer.

Hurre, hurre, hurre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
Webe, Mädchen, zart und fein,
Dir ein Kleid aus eignem Lein,
Zu der Osterfeier.

Hurre, hurre, hurre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
Frühling ist schon vor der Thür,
Ackermännchen sind schon hier,
Und das Garn ist theuer.

Hurre, hurre, hurre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
Leinwand kühlt im Sommer fein,
Wäscht sich leichter blank und rein,
Geht sichs da nicht freier?

Hurre, hurre, hurre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
Fleiß ist guten Mädchen Spiel,
Spinnt man brav, gewinnt man viel,
Spart sich manchen Dreier.

Hurre, hurre, hurre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
Frohen Muths, im Herzen rein,
Fleißig, fromm und sittsam seyn,
Macht uns lieb und theuer.

Ein Lied beim Haspeln.

Die Zahl ist voll, nun komm' ich an,
Und hasple, was ich haspeln kann.
Frisch geht es fort, ohn' Rast und Ruh;
Die Kleinen sehen freundlich zu.

Die Zahl ist voll; nun bin ich dran,
Und hasple, was ich haspeln kann,
Und schlägt der Knopf, so bindest du,
Du, Kleine, mir das Hundert zu.

Die Zahl ist voll; ich bin daran,
Und hasple, was ich haspeln kann;
Und seh' wohl zu, daß jeder Strang,
Grad überläuft den Haspel lang.

Die Zahl ist voll; noch bin ich dran,
Und hasple, was ich haspeln kann.
Und schlägt der Knopf zum zehntenmal,
So hab' ich meine volle Zahl.

Die Zahl ist voll! Nun Haspel fort,
An deinen ausgemachten Ort!
Hier ist der Lopp, — wie fein und glatt.
Wohl dem, der solche Löppe hat!

Nähelied.

Fleißig immer seyn,
Ziemet wackern Mädchen!
Flink genäh't und fein,
Knöpfe, Säum' und Nätchen!
Wann ich aber fertig bin,
Heiß ich eure Königin.

Aus dem Schlaf gekräht,
Nähn wir, was wir können.
Unser Licht noch spät
Sieht der Wächter brennen.
Dann im Bett uns lang gestreckt,
Bis der Hahn von Neuem weckt!

Schelm, wer überkuckt,
Oder Possen treibet!
Schelm, wer schläfrig duckt,
Und die Hände reibet!
Aber wer durchs Fenster schaut,
Den trifft unser Tadel laut.

Wenn die Nadel brach,
Flink zur Nadelbüchse!
Scheint zu los' und schwach
Dein Gespinnst, so wichse!
Wenn sich's drall zusammen krollt,
Nur ein wenig aufgerollt!

Beiße nicht den Draht!
Nach der alten Lehre:
Wer zu schneiden hat,
Schneide mit der Scheere!
Beißen ist ja ungesund,
Und verdirbt die Zähn' im Mund.

Was sie eifrig schilt
Mit dem armen Zwirne!
Künftig selbst getrillt
Deinen Knäul, du Dirne!
Wer was Gutes will und kann,
Greift die Arbeit selber an.

Eins noch sag' ich Euch:
Nicht zu lange Fädchen!
Sonst erschalle gleich:
O du faules Mädchen!
Heda lustig, Stich um Stich!
Wollt ihr besser seyn, als ich?

Lied beim Waschen.

Frisch heran! und tummelt Euch!
Hier ist Wasser, klar und weich.
Frisch, und taucht das Zeuch hinein,
Weiß und rein
Muß es seyn;
Weißer, als der Flieder seyn.

Frisch heran! und tummelt Euch!
Leinwand macht die Hausfrau reich.
Hier ist vieles — grob und fein.
Weiß und rein
Muß es seyn;
Weißer, als der Schneeball seyn.

Frisch heran! und tummelt Euch!
Presst zusammen, waschet gleich.
Reibt die Seife fest hinein;
Weiß und rein
Muß es seyn;
Weißer, als die Wolle seyn.

Frisch, ihr Mädchen, tummelt Euch!
Morgen, wisst Ihr, gehts zur Bleich!
Dann kommt noch die Stärk' hinein.
Weiß und rein
Wirds dann seyn;
Weißer, als die Rose seyn.

Frisch, ihr Mädchen, tummelt Euch!
In den Tober legt das Zeuch.
Morgen liegts im Sonnenschein.
Weiß und rein
Wirds dann seyn;
Weißer, als die Lilie seyn.

Lied beim Rollen.

Rolle, Mädchen, rolle!
Frisch daran, und rolle!
Streck die Arme kurz und lang,
Roll' die Wäsche glatt und blank,
Rolle, Mädchen, rolle.

Rolle, Mädchen, rolle!
Frisch daran und rolle!
Preß' die Wäsche feucht und fein,
Bis sie gut und glatt wird seyn.
Rolle, Mädchen, rolle.

Rolle, Mädchen, rolle!
Frisch daran, und rolle!
Streich' die Falten mit der Hand
Aus der feinen Leinewand.
Rolle, Mädchen, rolle.

Rolle, Mädchen, rolle!
Frisch daran, und rolle!
Ists auch noch so bitter kalt.
O! die Arbeit wärmt dich bald!
Rolle, Mädchen, rolle.

Rolle, Mädchen, rolle!
Frisch daran, und rolle!
Zieh' den Kasten hin und her,
Sey vergnügt, so ists nicht schwer;
Rolle, Mädchen, rolle.

Der Schmetterling und die Biene.

Es war einmal ein hübsches Ding
Von Farben und Gestalt;
Ein kleiner bunter Schmetterling,
Erst wenig Stunden alt.

Sein ausgeschweiftes Flügelpaar
War purpurroth und blau;
Gesäumt war es mit Golde gar
Und er trug's recht zur Schau.

Zu allen Blumen flog es hin,
Und rief, wie's Mährchen spricht,
Den andern zu: wie hübsch ich bin!
Bewundert ihr mich nicht?

Gewiß, kein Vogel ist so schön,
So liebenswerth, wie ich;
Denn keiner ist — ihr müßt's gestehn —
So schön geputzt, wie ich.

Hier traf nun auch von ungefähr
Der kleine bunte Mann
Im Klee, von süßem Honig schwer,
Ein muntres Bienchen an.

Weg, Biene, schrie er, packe dich,
Wie häßlich siehst du aus!
Thor, sprach sie lächelnd, kennst du mich?
Komm' erst, und sieh' mein Haus.

Geschicklichkeit ist wahre Zier,
Und Güte nur gefällt,
Allein dein Putz, was nützt er dir?
Was nützt er wol der Welt?

Liebenswürdigkeit.

Liebenswürdig möcht' ich seyn!
Jedermann gefallen!
Doch wie nimmt man Herzen ein?
Wie gefällt man Allen?

Ist's die Stirn, die hoch und frei
Blondes Haar umziehet?
Eine Wange, die dabei
Wie die Rose blühet?

Ist's ein Auge, hell und rein,
Wie die Bergkristallen?
Zähne, wie das Elfenbein?
Lippen, wie Korallen?

Ist's ein Körper, wohlgebaut,
Schlank und schön zum Malen?
Wo die sanfte weiße Haut
Adern blau durchstralen? —

Lieblich, doch vergänglich sind
Aller Schönheit Farben!
Gleich den Blumen, die geschwind
Nach dem Frühling starben.

Nein, nur wo mit Edelmuth
Sich die Stirne schmücket,
Menschenlieb' in reiner Glut
Aus den Augen blicket.

Auf der Wange Sittsamkeit
Neben Rosen stehet,
Und des Mundes Lieblichkeit
Weisheit erst erhöhet.

Wo das Herz mit Lieb erfüllt
Gegenlieb' erwecket;
Und man Gottes Ebenbild
Ueberall entdecket:

Da ist Schönheit, Trefflichkeit,
Lieb' und Wohlgefallen!
Da gefällt man allezeit;
Da gefällt man Allen.

Verachtete Warnung.

Luischen war ein wildes Kind,
Noch wilder fast, als Knaben;
Schlug alle Lehren in den Wind,
Die ihr die Eltern gaben.

Einst lärmte sie im Blindekuh,
Wie Trunkne in der Schenke,
Schrie, wie ein Fuhrmann, he und hu!
Und sprang auf Tisch und Bänke.

Der Schweiß floß von der Stirn aufs Kleid,
Wie große Regentropfen;
Man hörte viele Schritte weit
Ihr Herz im Busen klopfen.

So schlich sie heimlich fort, und lief,
Frisch einen Trunk zu wagen.
Ihr Bruder Karl ging nach, und rief:
Laß seyn! sonst muß ichs sagen.

Louischen droht' ihm, nahm das Glas,
Und tranks mit vollen Zügen.
Karl, sprach sie drauf, Karl sagst du was,
Gewiß so sollst du's kriegen.

Karl schwieg, und dacht': ein wenig Bier
Wird keinen Schaden bringen,
Und damit lief er weg von ihr,
Um noch herum zu springen.

Am andern Morgen kam er früh
In seiner Schwester Kammer;
Ach, wie erschrack er über sie!
Was sah' er da für Jammer!

Die arme Schwester konnte schier
Nicht stehen, liegen, sitzen;
Bald stach sie's dort, bald wieder hier,
Wie lauter Nadelspitzen.

Man rührte gleich ihr Tropfen ein,
Die gut, nur bitter waren!
Da half kein Bitten und kein Dräun;
Sie ließ den Löffel fahren.

Und schrie: ich kann im Leben nie
Die Gall hinunter bringen!
Doch freundlich bat die Mutter sie:
Versuchs! Du mußt dich zwingen.

Ja, sprach der Doctor, liebes Kind,
Sonst dringt der Tod zum Herzen!
Was halfs? Louischen schlugs in Wind,
Und litt' viel lieber Schmerzen.

Erfüllt ward leider nur zu bald,
Was hier der Doctor sagte:
Louischen lag schon starr und kalt,
Noch eh' es wieder tagte.

Das Gewissen.

Sey stets ein gutes frommes Kind,
Daß ich mich deiner freue;
Und thu' nichts Böses, denn es bringt
Dir nichts als Furcht und Reue.

So sprach die gute Mutter einst
Zu Lottchen, ihrem Kinde,
Und warnte sie recht mütterlich
Auch vor der kleinsten Sünde.

Was Sünd' und Unrecht ist, sprach sie,
Das kann ein Jeder wissen:
Denn jeden warnt zu rechter Zeit
Sein eigenes Gewissen.

Einst war nun Lottchen ganz allein
Im Garten in der Laube.
Es lagen Aepfel, Birnen da,
Und manche süße Traube.

Da hüpfte sie vergnügt hinzu,
Um schnell davon zu essen.
Der Mutter Wort, der Mutter Rath
War schon von ihr vergessen.

Sie nahm; doch plötzlich dachte sie:
Werd' ichs bereuen müssen?
Und schnell legt' sie es wieder hin,
Und folgte dem Gewissen.

Und sieh', die Mutter stand von fern;
Und nahte nun dem Kinde:
Sieh, dein Gewissen warnte dich,
Sprach sie, vor dieser Sünde.

Die innre Stimme wird dich oft
Das Böse meiden lehren;
Nur mußt du, liebe Tochter, auch
Auf diese Stimme hören.

Herbstlied.

Wohl ist der Herbst ein Ehrenmann;
Er bringt uns Schnabelweide!
Auch Nas' und Auge lockt er an,
Und überspinnt Thalab, Bergan
Das Feld mit weißer Seide!

Schon lange lüstert uns der Saum,
Aus seinem Korb zu naschen!
Wann reift doch Apfel, Pfirsch' und Pflaum?
Oft sehn und hören wir im Traum,
Wie's niederrauscht, und haschen.

Schaut auf, und jubelt hoch im Tanz,
Wie sich die Bäume färben!
Gelb, roth und blau in buntem Glanz!
Er kömmt, er kömmt im Asterkranz,
Der Herbst mit vollen Körben!

Von Früchten regnets rund herum,
Und was nur gehn kann, sammelt:
Der Eine läuft den Andern um,
Der schreit, und macht den Rücken krumm;
Und alles schmaust, und dammelt.

Was blinkt von jener Mauer her
So gelb und schwarz im Laube? —
Die Leiter an! Wie voll und schwer!
Den Trauben drängt sich Beer an Beer,
Den Ranken Traub' an Traube!

Was rauscht, und klappert dort, und kracht?
Da hagelts wälsche Nüsse!
Frisch, abgehülst und ausgemacht!
Wie euch der Kern entgegen lacht,
Milchweiß und Mandelsüße!

Der Baum dort mit gestütztem Ast
Will euch so gerne geben!
Den Apfelbrecher her in Hast,
Und nehmt behend' ihm seine Last,
Im Winter was zu leben!

Am Abend prang' o Herbst, zur Schau
Dein Opfer auf dem Tische:
Ein hoher Pyramidenbau
Von edler Frucht, gelb, roth und blau,
In lachendem Gemische!

Komm, Brausewind, und stürme du
Das Laub den Bäumen nieder!
Wir machen dir das Pförtchen zu,
Und naschen Nüß' und Obst in Ruh,
Und trinken klaren Cider!

Der Blumenstrauß.

Blümchen, die ihr lieblich blüh'tet,
Düfte hauchtet, Strahlen sprüh'tet,
Blümchen, ach, ihr seyd verblüht!
Eure Reize sind entwichen,
Eure Schönheit ist verblichen,
Eure Strahlen sind versprüht.

Eures Kelches süße Düfte,
Ausgegossen durch die Lüfte,
Schmeicheln keinem Wandrer mehr!
Eure goldbesprengten Glocken
Kränzen keines Mädchens Locken,
Schmücken keinen Busen mehr.

Erdentöchter, Erdensöhne,
Rühmet euch nicht eurer Schöne,
Trotzet nicht auf eure Kraft.
Jedes Daseyns Quell versieget,
Jedes Athmens Hauch verflieget,
Jeder Stärke Nerv' erschlafft.

Mädchen, deiner Wangen Rosen
Welken, und das süße Kosen
Deiner Purpurlippen schweigt.
Deines Trittes Rehesschnelle
Lähmt die Zeit. Die Frisch' und Helle
Deines Angesichts verbleicht.

Blümchen, die ihr hold und lieblich
Gestern blüh'tet, still und trüblich
Heute welket — trauret nicht!

Eurem Staub' entsprießen Keime,
Himmelsblumen, Lebensbäume,
Die kein Herbststurm knickt, noch bricht!

Mädchen, mit der sanften Seele,
Zittre nicht, die enge Höhle
Langer Ruh' hinab zu sehn.
Ueber Grab und Grabestrümmer
Wirst du einst im Sonnenschimmer
Himmlischer Verklärung stehn.

Englisch wird dein Antlitz glänzen,
Kränzen wirst du dich mit Kränzen,
Deren Rose nie erblaßt.
In den sel'gen Myrthenthalen,
Horchend ew'gen Nachtigalen
Wirst du pflegen süßer Rast!

Leibesschönheit muß verschwinden,
Seelenschönheit kann nicht schwinden,
Grünt und blüht in Ewigkeit.
Sanftmuth, Demüth, Unschuld, Tugend
Kränzt mit immergrüner Jugend,
Lohnt mit Himmelsseligkeit.

Erdenseligkeit vergehet;
Himmelsseligkeit bestehet.
Hoheit, Schönheit bleibt zurück.
Wie der Himmel unvergänglich,
Wie die Gottheit überschwänglich,
Bleibt der Tugend reines Glück.

Danklied.

Daß unser Gott uns Leben gab,
Deß wollen wir uns freuen,
Und von der Wiege bis ins Grab
Ihm unsern Dank erneuen:
Denn auch zur Freude gab uns Gott
Auf dieser Welt das Leben,
Und hat verheißen nach dem Tod
Der Wonne mehr zu geben.

Wie fromme Kinder können wir
In froher Einfalt leben;
Drum hat der Vater schon allhier
Ein Eden uns gegeben.
Die Frühlingswärme haucht sein Mund,
Und Kühlung wehn die Wogen;
Am Himmel zeugt von seinem Bund
Der schöne Regenbogen.

Und Auen, Felder, Berg und Wald
Verkünden seine Gnade,
Und seines Namens Größe schallt
Am hallenden Gestade.
Ihn singt die kleine Nachtigall,
O laßt mit ihr uns singen!
Laßt mit der frohen Lerche Schall
Auch unser Lied erklingen!

Die Felder waren hart und weiß,
Der Erde Schooß verschlossen.
Gott sah' herab; es schmolz das Eis;
Seht, unsre Aehren sprossen.

Vom Bienenstocke trieft der Seim,
Das Lamm hüpft auf der Weide,
Und an der Rebe schwillt im Keim
Des süßen Bechers Freude.

Von heitrer Stirne fließt der Schweiß
Auf unser Feld und Garten,
Wenn wir mit unverdroßnem Fleiß
Des Jahres Füll' erwarten;
Nicht ängstlich unsern Saamen streun,
Sein Korn dem Vogel gönnen,
Uns auch des Nachbars Erndte freun,
Und wohlthun, wo wir können.

Aus freier Gnade hieß der Herr
So schön die Erde werden.
Bedarf zu seinem Wohlseyn Er
Der Früchte dieser Erden? —
Drum wollen wir auch geben gern,
Wie wir von Ihm genommen,
Und ähnlich werden unserm Herrn,
Und seyn, wie Er, vollkommen.

Wer kärglich sich der Frücht' allein,
Nicht auch der Blumen freuet,
Vergißt, daß Gottes Sonnenschein
Die Blumen auch erneuet.
Die blaue Blum' im Erndtekranz
Hat Gottes Hand gesäet;
Und Ihm gefällt des Schnitters Tanz,
Wann freudig er gemähet.

Wie Eltern ihrem zarten Sohn
Die Frühlingsblumen weisen;
So zeigt uns Gott auf Erden schon,
Wie seine Sterne kreisen.
Wir schaun die Wunder seiner Hand
Aus unsern tiefen Fernen,
Und wissen, unser Vaterland
Sey über jenen Sternen.

Auf unserm Leben schwimmt, wie Schaum,
Ein wenig Müh' und Kummer;
Das Leben ist ein Morgentraum,
Der Tod ein kurzer Schlummer.
Wir sinken freudig in den Staub,
Der unsre Väter decket,
Und gönnen Würmern ihren Raub,
Weil Gott uns auferwecket.

Es töne zu der Saite Klang,
So lange wir hier wallen,
Sein Lobgesang; und Lobgesang
Soll schon das Kindlein lallen!
Und wenns nach seinem Namen fragt,
So drückt mit beiden Armen
Das Kindlein fest ans Herz, und sagt:
Sein Name heißt Erbarmen!

Das gute Mädchen.

Es war der schönste Mondenschein,
Und Hannchen saß, vom Hauche
Des May's umlispelt ganz allein
Am grünen Fliederstrauche.
Da ruh'te sie von ihrem Fleiß
Oft unter dem Geschlängel
Der schönen Zweige, hell und weiß,
Umleuchtet wie ein Engel.

Da wimmert was vom Zaune her,
Sie sieht es dunkel schimmern.
Gott! denkt das gute Hannchen, wer
Mag da so kläglich wimmern!
Es kommt. — Ein alter armer Mann
Hängt da an seinen Krücken.
Wer seyd ihr? fragt ihn Hannchen; kann
Ich euch womit erquicken?

Dir sey's, hub jetzt der Alte an,
Wer du auch seyst, geklaget.
Ich bin ein armer alter Mann,
Den Durst und Hunger plaget.
Mein Sohn war ein Soldat, der mir
Mein bischen Brod erworben;
Und nun, — mit Thränen sag ichs dir,
Und nun ist er gestorben.

Der

Der gute Hanns! Gott weiß, er war
Ein herzensguter Bube.
Dieß Unglück bringt mein graues Haar
Gewiß bald in die Grube.
Sieh', Kind! so häng ich, krank und schwach
In diesen Lumpen; keiner
Verschafft mir Brod und Dach und Fach,
Kein Mensch erbarmt sich meiner.

Mein Hüttchen mußt ich, weil die Pacht
Dazu mir fehlte, räumen.
Halb nackend lieg' ich manche Nacht
Seitdem frei unter Bäumen.
Und bitte, weil ich nichts als Noth
Hinfort zu hoffen habe,
Den lieben Gott um meinen Tod,
Um Ruh im stillen Grabe. —

Ach! süßes Mitleid, fromm und weich
Schwimmt hell in Hannchens Blicken.
Kommt nur, so spricht sie, ich will euch,
So gut ich kann, erquicken!
Das willst du? sprach der Arme; ach!
Du willst dich mein erbarmen? —
Hier ist mein Arm; ihr seyd zu schwach,
Ich diene gern den Armen.

Mein Vater nimmt sich eurer an,
Wenn ich ihn darum bitte,
Und so führt sie den armen Mann
An ihrem Arm zur Hütte;

Und macht ein Lager ihm, so gut
Es möglich ist; und Morgen,
Spricht Hannchen, habt ihr ausgeruht,
So will ich weiter sorgen.

Nun, gute Nacht! Sie geht zur Ruh,
Am Schlummer sich zu laben.
Froh schließt sie ihre Augen zu,
So wohlgethan zu haben. —
Kaum schaut nach einer süßen Nacht,
Der Tag vom Himmel nieder,
Auf Hannchens Fenster, so erwacht
Das gute Mädchen wieder.

Und fröhlich eilt sie dann mit Brod,
Und Milch zu ihrem Alten.
Sie kommt, und findet ihn — schon todt,
Die Hände fromm gefalten.
Gewiß hat er für Hannchen noch
Zu Gott zuletzt gebetet.
Ach! weinte sie: so hat ihn doch
Sein Elend schon getödtet.

Doch wohl ihm! Er hat ausgequält!
Mit nassem Angesichte
Geht sie zum Vater, und erzählt
Ihm weinend die Geschichte.
Der Vater, nur ein Bauersmann,
Drückt ihre Hand in seiner;
Wohl Kind, nimm dich des Elends an,
Denn keine Freud' ist reiner.

O, das Gefühl ist gar zu süß,
Wenn wir geholfen haben!
So sprach der brave Mann, und ließ
Die Leiche drauf begraben.
Und Greis und Jüngling, Jeder blickt
Voll Freude nach der Wohnung,
Wo Hannchen sich verbirgt, und schickt
Ihr Kränze zur Belohnung.

Beim nächsten Rosenfeste drängt
Man sich zu Hannchens Hütte;
Beschämt tritt sie heraus, und hängt
Nun schwebend in der Mitte.
So fromm auch noch manch Mädchen war,
So ließ man doch nicht loosen;
Schnell hängt in Hannchens blondem Haar
Der schöne Kranz von Rosen.

Und alles ruft mit Jubelschrei,
Kein Mädchen sey bewährter
In jeder Tugend; keines sey
Der Unschuld Krone werther!
Und alles jauchzt; nur Hannchen schweigt
Beim frohsten Rundgesange;
Bei jedem Wort des Lobes steigt
Die Röthe ihrer Wange.

So würdig sie ihr Kränzchen trägt,
So würdig auch die Lieder
Des Volks ihr Opfer sind; sie schlägt
Im Tanz die Augen nieder.

Nachdem fand sie oft, ohne Spur,
Von wem, bekränzt ihr Rädchen.
Sprach man von ihr, so hieß sie nur
Das gute Rosenmädchen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Funke, Carl Philipp

Lesebuch zum Gebrauch in Töchterschulen nebst einem Anhange von Liedern fü
r Mädchen zur Unterhaltung in den Arbeitsstunden

Berlin 1801

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.250
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301432-0